Ida Boy-Ed.

Sturm.

Sturm.

Novellen

von

Ida Boy-Ed.

Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.
Leipzig: C. F. Steinacker. 1894. New-York: Gustav E. Stechert.

Inhalt.

Sturm.

„Wollen wir es nicht dem Vater sagen?“

„Gleich jetzt?“ fragte Agnes bedenklich entgegen und schüttelte etwas das Köpfchen.

Willibald strich ihr sanft über das dunkle, glattgescheitelte Haar, das nach der Mode der Zeit, von den Schläfen, die Ohren bedeckend, in dicken Locken herabfiel, während es am Hinterkopfe sorgfältig in Puffen um einen hohen Kamm geordnet war.

„Freilich,“ sagte er leise, „ich bin ein armer Offizier, und Du denkst, daß Dein Vater Schwierigkeiten machen könnte?“

Die dunklen Augen in dem weißen Gesicht leuchteten auf.

„O nein,“ rief sie, „wir sind ja reich, Du siehst es wohl an der Führung unseres Lebens, und wir sind nur zwei zu dem Vermögen, mein Bruder und ich. Das ist es nicht.“

Der junge Offizier sah sich unwillkürlich im Zimmer um, und sein Auge blieb zuletzt an der schlanken Gestalt der Geliebten haften. Ja, hier sprach Alles von althergebrachtem, solidem Reichthum: von den nachgedunkelten, großlinigen, mit Messing beschlagenen Mahagonimöbeln, den alten Bildern an der Wand, dem Silbergeräth im Glasschrank, bis zur vornehmen Erscheinung des Mädchens, deren feine Glieder und zarte Haut, deren faltiges Gewand von grün und roth changirter Seide dafür zeugten, daß Arbeit und Sorge hier unbekannte Gäste seien.

„Nun also was denn?“ fragte er, seinen Arm um ihre nackten Schultern legend.

Agnes lehnte das Haupt vertrauensvoll gegen seine bräunliche Wange, ergriff mit ihren beiden Händen seine herabhängende Rechte, hielt sie fest, sehr fest und sprach:

„Es sind Conflicte, die sich mehr fühlen als sagen lassen. Wird der Vater uns in diesen Zeiten das Recht zugestehen, ein eigenes, stilles Bürgerglück zu suchen, wo das Glück aller Bürger bedroht ist? Wird mein Bruder Georg, der, wie Du schon hundert Mal gehört hast, am liebsten mit der Fackel der Revolution die Geister entzündend durch Alldeutschland zöge — wird er den preußischen Offizier als Schwager willkommen heißen? Ja mehr noch, müssen wir nicht davor zittern, daß er, den wir täglich aus Wien zurückerwarten, sich hier in

den Vordergrund der Ereignisse drängen wird und daß dann die Rücksichten auf Deinen Stand Dir die Verlobung mit der Schwester eines Mannes verbieten, der lieber Throne stürzen, als Deutschland länger uneins und kaiserlos sehen will?"

Willibald von Volkingen war sehr blaß geworden. Er schwieg lange. Sie standen Beide unbeweglich und sahen durch das Paterrefenster hinaus auf die Straße, wo frischer Märzwind und kühle Märzsonne die Reste eines vorher gefallenen Regengusses von den Pflastersteinen trocknete.

Endlich hob Agnes das Haupt und sah zu dem Manne empor. Eine quälende Sorge schien auf seinem bleichem Gesicht, auf seinen zusammengezogenen Brauen zu liegen — eine Sorge, die offenbar nichts mit Agnes zu thun hatte, denn in dem dunklen Auge war alles Licht der Liebeswünsche erloschen.

„Was hast Du, mein Freund?" fragte sie besorgt.

Er seufzte schwer, hob die Stirn und murmelte: „Das löst mir Niemand!"

Dann ward er sich Agnes Nähe bewußt.

„Geliebte," rief er mehr traurig als leidenschaftlich, „soll denn in den Tagen, wo kein Gefühl mehr zweifellos ist, nicht wenigstens das friedliche Wünschen zweier Herzen ganz rein und gläubig und erfüllbar sein? Was

schreckt Dich das Gespenst des fernen, fremden Bruders, der seit zehn Jahren nur durch Briefe an Euch sich noch band! Die ehrwürdige und rührende Gestalt Deines Vaters wird als Retter und Schützer vor unserer Liebe stehen. Und seiner Achtung bin ich gewiß."

„Nein," sagte Agnes mit ängstlichem Eigensinn, „laß unsere Liebe ein Geheimniß bleiben, bis wir Georgs Meinung erforschten."

Willibald trat unwillig von ihr hinweg und ging mit lauten Schritten auf dem Estrich hin und her.

„Du liebst mich nicht genug," sprach er schmerzlich, „sonst würdest Du Dich grade fest, unentreißbar fest in meine Arme flüchten, ehe der erscheint, von dem Du Hindernisse fürchtest."

Er hoffte, daß Agnes sich nun mit den heftigsten Versicherungen ihrer grenzenlosen Neigung an ihn klammern würde, seine Zweifel an ihrer Liebe zu beschwichtigen. Sie aber stand sinnend, von dem Gefühl der Verwunderung umfangen, daß in der That ihr Glück nicht jubelnder, ihr Herz nicht fassungsloser, ihre Gedanken nicht trunkener seien. Seit Langem hatte ihr Gemüth gläubig das Wort der Liebe von dem Verlobten erwartet; sie sah, daß sie von ihm begehrt war, seit er zuerst ihr Haus betreten hatte. Von Herzen erwiderte sie die schnell erwachte und stetig wachsende Neigung des jungen Offiziers.

Ihre Mädchenphantasie hatte ihr in vielen schlaflosen Nächten die Minute vorgespielt, wo er sagen würde: „Agnes, ich liebe Dich!“ Diese Minute war gewesen — und anstatt eines himmelhochjauchzenden betäubenden Glückes war nur ein sanfter Friede in ihr Herz gekommen. Anstatt geblendet zu sein von göttlichen, neuen Offenbarungen, die ihr aus diesem Männerherzen hatten kommen sollen, konnte sie ruhig die praktischen Seiten dieser Verbindung erwägen.

Was war das?

Und auch Willibald war betroffen. Seit Wochen hatte er in Agnes leuchtendem Auge Gegenliebe gelesen und sich die flammenden Wonnen des Augenblicks vorgestellt, wo er ihr von Liebe reden und den ersten Kuß auf diese keuschen stolzen Lippen drücken würde. Und nun war Alles so liebevoll, so gefaßt vorübergegangen, ohne unsägliche Entzücktheit?

Was war das?

Es war der urewige Bruch zwischen Göttlichem und Menschlichem; es war die Enttäuschung, deren Opfer von hundert Liebenden neunundneunzig werden. Das Weib erwartet von solcher Stunde eine Neuschöpfung ihres ganzen Seins. In ihrem reinen und von Erfahrungen nicht umgemodelten Herzen erscheint unbewußt der Augenblick einer solchen Erklärung noch in seiner

ganzen ursprünglichen Wichtigkeit für die Schöpfungen der Natur und den Fortgang ihrer Erscheinungen. Sie fühlt, daß etwas Ungeheures sich begeben wird, etwas Räthselvolles; sie ahnt, daß sie den Geheimnissen des Lebens näher treten, daß die Bestimmung ihres Daseins sich erfüllen soll.

Ein fremdes Licht bricht aus ihren Augen: die selige Furcht vor dem neuen Sein, das beginnt, die Bangigkeit des Abschieds von dem Frieden der Jugend. Beides macht sie stumm und verwirrt.

Der Mann versteht das fremde Licht nicht, er sieht an ihm nur den Ausdruck künstlich anerzogener Zurückhaltung; er ist ernüchtert, daß sein Blick nicht zum Funken wird, der hellere Flammen entzündet; das beschwingte Wort hemmt sich auf seiner Lippe, das Ungestüm seines Kusses mildert sich, und er fühlt sich enttäuscht durch die Wahrnehmung, daß bei einer Liebe, die in geregelten Formen nun sein Leben ausfüllen soll, schon die ersten Aeußerungen blasse Farben haben. Vielleicht huscht dann noch die Erinnerung flüchtig ihm durch Ohr und Hirn an einen jauchzenden Schrei der Hingabe, den er einmal von einem Weibe gehört, das ihn wild geliebt hatte und doch bald vergaß — und er versucht getröstet zu denken, daß Lauheit ein Zeichen gesunder Dauer sei.

So schwiegen Agnes und Willibald lange, von

Räthselgefühlen Beide bewegt und Beide schließlich von dem dunklen Bestreben erfaßt, den Andern die unerklärliche Enttäuschung nicht fühlen zu lassen.

„Wenn Du an meiner Neigung zweifelst, Willibald, dann ist es meine Pflicht, zum Beweise ihrer Kraft in jeden Kampf einzutreten," sagte Agnes sanft.

„Pflicht!" wiederholte der junge Offizier, in namenlose Bitterkeit ausbrechend, „mit diesem schrecklichen Worte werden jetzt alle heiligen Hoffnungen ertödtet. Daß Du mir nun gerade um dieses Begriffs willen einen heißen Eigenwunsch erfüllen willst, schmerzt mich, wie Ironie einer wunden Seele weh thut."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Verhüte Gott, daß Du es thätest! Hierin nicht! Versteh' meine Liebe, und ich bin zufrieden."

Agnes ergab sich darein, seine dunklen Bemerkungen ohne Fragen hinzunehmen. Ihr Vater, der weise und weltentrückt über den Stürmen der Zeit stand, hatte ihr oft gesagt: „In diesen Tagen trägt Jeder einen Abgrund von Sorgen und Wünschen in seiner Brust, den er mit neuen Ereignissen ausgefüllt sehen möchte. Wenn man einst von den Märtyrern von Achtundvierzig sprechen wird, dann werden die nicht mitgenannt, in deren Herzen das schwerste Märtyrerthum großwuchs." Sie lebte in einer Zeit, wo man gewohnt war, Jeder=

mann erregt zu sehen, ohne daß es immer gerathen schien zu fragen: „warum“; wo Jedermann sich erregte, oft ohne zu wissen, weshalb; wo der Strom der Bewegung Alle mitriß; wo Lüge und Wahrheit ihre Riesenleiber gemeinsam aus der Menschenfluth emporreckten und thatendurstig ihre Schwerter schwangen.

„Wir wollen zum Vater gehen,“ sagte sie gefaßt.

Sie ging durch das nächste Zimmer, welches in der Einrichtung dem ersten sehr ähnlich war, und klopfte an eine Thür, die offenbar in ein drittes, ebenfalls straßenwärts gelegenes Gemach führte.

„Herein,“ sagte eine schwache Geisterstimme.

Agnes trat über die Schwelle, der junge Offizier folgte ihr.

„Ah, sieh da, unser junger Krieger,“ sagte die schwache Stimme wieder.

„Ich bin schon seit einer Stunde bei Agnes,“ sprach Willibald. Er beugte sich kindlich nieder und streichelte die runzelige Greisenhand, die der Alte ihm darbot.

Der Greis saß in einem hohen Lehnstuhl vor einem Schreibtisch, den man an den Pfeiler zwischen den beiden Fenstern gerückt hatte. Die ganzen Wände deckten Bücherregale, von deren oberstem Rande römische und griechische Kaiser- und Gelehrtenköpfe, in Gyps nachgebildet, herabschauten. Den Aufsatz des Schreib-

tisches zierte ein Globus und eine Bronzestatuette Friedrichs des Großen. Ein Kupferstich dieses Königs hing an der Pfeilerwand darüber. So ungünstig die Beleuchtung war, zwischen den gardinenlosen Fenstern, so schien es doch, als leuchteten die großen Augen Friedrichs aus dem farblosen Stich hervor.

Agnes schob den Lehnstuhl etwas herum, so daß ihr Vater sich gegen das Zimmer wenden konnte. Man sah, der Greis war bis zum halben Leibe in Decken gewickelt und konnte sich mit diesen nicht allein bewegen.

„Eine Stunde schon — so, so, eine Stunde,“ sagte der alte Mann, während ein Zug liebenswürdiger Schelmerei über sein verwittertes Gesicht flog. „Natürlich, man beeilte sich nicht, das Alter zu begrüßen, da man sich mit der Jugend so gut unterhielt.“

Willibald wußte, daß der alte Professor Lucanus das nicht voll Eifersucht auf die ihm gebührende Ehrfurcht sagte.

„Wir haben uns nicht gut, wir haben uns ernst unterhalten, Herr Professor,“ sprach er mit seinem offenen, männlichen Tone und blickte voll Liebe auf den Greis. „Von der Zukunft unseres ganzen Lebens sprachen wir, und daß wir einig seien, zusammen alle Freuden und Leiden zu tragen, dafern Sie es in väterlicher Güte gestatten wollen.“

Agnes saß auf der Armlehne des Sessels, legte ihr dunkles Haupt auf das reiche Silberhaar ihres Vaters und fügte leise hinzu:

„Willibald liebt mich. Sein Vater war Dir ein theurer Freund. Du wirst dem Sohn nicht weigern, was er begehrt.“

Und dabei traf ihr Blick Willibalds Gesicht, als wollte sie sagen: „Sieh, daß ich Dich liebe; ich bitte ja für uns.“ Willibald aber hörte nur den schüchternen Ton und deutete ihn als Mangel an Feuer und hörte nur: „Willibald liebt mich.“ Ein übervolles Herz hätte gesagt: „Wir lieben uns!“

Der Greis legte ein Buch, das er noch immer geöffnet in der Linken hielt, gewendet auf den Schreibtisch, daß ihm die Seiten nicht verschlugen. „Meine Kinder,“ sagte er mit einem Gemisch von Bedenklichkeit und Wohlwollen, in dem das letztere die größte Stimme hatte, „ich habe das gedacht, kommen sehen, ja gewünscht. Aber es kommt mir zu früh. Diese Zeit ist nicht zum Freien gemacht.“

„Das sage ich Willibald auch,“ rief Agnes den Verlobten ansehend.

„Das Geschrei nach Freiheit tönt häßlich in meinen Ohren, es sind unreine Klänge darin. Laßt den Lärm erst verhallen,“ bat der Greis.

„Nein," rief Willibald ausbrechend, „gerade jetzt laß mich den Frieden, den Halt finden am Herzen Deiner Tochter, mein Vater — in Deiner sturmlosen Nähe!"

Der Greis sah ihn forschend an. Aber er verbarg die tieferen Gedanken, die er hegen mochte, unser seinem milden und zugleich überlegenen Lächeln und sagte mit Humor:

„Außerdem, mein Sohn — wenn das Pathos Deiner Jugend mich denn zugleich zu Deinem Vater ausruft — außerdem, mein Sohn ist die Einwilligung Georgs eine Nothwendigkeit."

„Immer wirft dieser Mann einen Schatten voraus und auf mich," sprach Willibald unwillig; „ich möchte wissen, ob die Stimme des Bruders oder die des Vaters denn maßgebend für Agnes ist."

„Georg wird diese Heirath gestatten," beschwichtigte der Greis, „er wird es, wenn ich es ihm sage, daß ich Dich achte, mein Sohn! Das Urtheil seines Vaters über den Werth der Menschen hat er noch stets gewürdigt, wenn er das Urtheil des alten Mannes über das Drängen dieser Zeit auch nicht annehmen will. Es ist des Geldes wegen, dessen Ihr doch für Eure Heirath bedürft, nothwendig, Georg zu fragen."

Betroffen blickten die beiden Liebenden sich an.

„Du bist doch reich, Vater," brachte Agnes zögernd hervor.

„Ich — nein! Ich habe nichts," sagte Lucanus mit der größten Einfachheit.

Willibald erschrak heftig. Er sah plötzlich ein neues wirkliches Hinderniß, die Geliebte zu besitzen. Agnes begriff nichts; sie stotterte etwas davon, daß ihr Leben, die Privatbeschäftigung des Vaters, der Besitz dieses großen Hauses in der Breiten Straße in Berlin ihr den festen Glauben geweckt habe, daß . . ."

„Aber mein Kind, Du weißt doch, daß Georg der Sohn meiner ersten Frau ist. Von ihr kommt aller Reichthum, ich habe nur die Nutznießung. Nach meinem Tode fällt es an Georg. Aber schon mehr als einmal hat Georg die Frage angeregt, eine Schenkungsurkunde aufzusetzen, die Dich zur Hälfte mit ihm theilen lasse."

Willibald begriff die unberührte Zufriedenheit des Greises nicht.

„So soll ich bei einem Unbekannten erbetteln, was ich von dem geliebten Vater ohne Besinnen genommen hätte!" rief er stolz. „Nein, lieber . . . lieber . . . lieber . . ."

O wie schnell sank sein Muth, da es galt auszusprechen: lieber entsage ich Agnes!

„Georg," sprach der Alte, sinnend vor sich hinlächelnd, „wird in der verschwenderischen Großmuth gegen die Schwester sich so sehr gefallen, daß es ihm Wollust sein wird, sie auszuüben. Gebt ihm Gelegenheit, eine That zu thun, die nach etwas aussieht, und er ist Euch dankbar für Willibalds Armuth."

Agnes und Willibald begriffen diese Charakteristik des fernen, ihnen Unbekannten nicht. Sie fühlten sich sogleich getröstet.

Der Greis hub von Neuem an.

„Nicht allein um Georgs willen dränge ich darauf, Eure Verbindung, oder vielmehr die Hoffnung auf eine solche, noch ein Geheimniß unter uns dreien sein zu lassen. In Deinem Herzen, mein Sohn, ist noch in den Winkeln allerlei verborgen, das der Liebe nicht Platz lassen wird, als sorgenlose Herrin ganz hinein zu ziehen. Seit Langem fühle ich, daß geheime Noth Dich quält. Ich will Dir mein größtes Gut vertrauen: den Leib und die Seele meiner Tochter, und ich soll als Gegengeschenk nicht Dein Vertrauen empfangen?"

„O Gott," rief der junge Offizier und schlug beide Hände vor sein Gesicht.

„Agnes," sagte der Alte mit jener würdevollen Bestimmtheit, die es unmöglich machte, sich ihm durch Blick oder Gedanken nur zu widersetzen, „laß uns allein."

Das Mädchen stand vor dem Geliebten und sah ihn an. Eine große Angst gährte in ihr auf und beklemmte brennend ihren Athem. Jetzt, jetzt fühlte sie etwas von dem, was sie lange geträumt — ein unbändiges Vorwärtsdrängen — eine heiße Nothwendigkeit, sich an seine Brust zu werfen — ihm zuzujauchzen: „und wenn Du ein Mörder wärest — ich liebe Dich!"

Doch er, ohne die Hand von den Augen zu lassen, wandte sich und lehnte sich gegen ein Bücherbord. Es schien, als berge er Thränen.

Und was secundenlang aufzuckte in Agnes Herzen, erlosch. Still und traurig ging sie hinaus, durch das nächste Zimmer, um nicht in Versuchung des Lauschens zu kommen, in das erste, wo sie sich an ihrem Nähtischchen am Fenster niederließ und die schlanken Finger eifrig, wenn auch mechanisch mit Filetnadel und Elfenbeinstab an einer Filetarbeit zu hantiren begannen.

„Was hast Du?" fragte der Greis ohne Erregung.

„Ich habe meine Ehre verloren. Ich bin ein Verräther," sagte Willibald tonlos.

Der Alte sah den Jungen an, der mit schlaff herabhängenden Armen, den Rücken gegen die Bücherwand, ein Bild des Jammers dastand. Das dunkle Haar hing ihm in die Stirn, unter dem Schnurrbart waren die Lippen fest zusammengepreßt.

„Mit der That oder mit Gedanken?“ fragte Lucanus weiter.

„Wär' ich's mit der That: ich lebte nicht!“ sprach der Offizier finster.

Der Greis sah still zu dem Bilde des großen Königs empor. Es war, als hielte er stumme Zwiesprach mit den leuchtenden Augen. Seine Lippen bewegten sich murmelnd. Endlich seufzte er schwer, wandte das Gesicht wieder dem Jüngling zu und sagte:

„Komm heran, mein Kind, es strengt mich an, so fernhin zu sprechen.

Gesenkten Hauptes trat der junge Volkingen näher. Neben dem Schreibtisch, unter dem Fenster stand eine niedere Polsterbank, Agnes pflegte auf ihr zu sitzen, wenn sie dem Vater aus dem „Tagwächter“ vorlas. Dahin deutete die zitternde Greisenhand. Willibald setzte sich nieder, stützte die Ellbogen auf den hoch gezogenen Knieen und die Stirn gegen die gefalteten Hände. So saß er, bereit, sich die Qual seines Innern abfragen zu lassen, wie von einem Richter.

„Ich frage nicht. Sprich von selbst,“ sagte der Alte, als hätte er die Gedanken des Zagenden errathen.

Der junge Offizier besann sich; er war nicht der Rede so mächtig, um nun wohlgesetzt und folgerichtig Alles vorzubringen. Ja, ihm schien, als bestehe gerade

darin ein Theil seiner Noth, daß er nicht deutlich ausdrücken könne, worin sie bestehe.

„Du weißt, ich bin im Cadettenhause erzogen; ich habe mehr gelernt meine physischen Kräfte üben, als mich mit Nachdenken darüber zu quälen, warum die Dinge um uns so sind, wie sie sich eben darstellen. Das Quantum wissenschaftlicher Bildung, das man uns beigebracht hat, haben wir pflichtgemäß und ohne den Wunsch, es zu vermehren, in uns aufgenommen. Wir haben nicht gelernt, uns mit Fragen „woher? warum? was dann?“ abzuquälen. Und doch war diese Erziehung keine todte, mechanisch sich abhaspelnde Form. Ein großer und mächtiger Begriff lebte in ihr und ging ganz in unsern Geist über: gehorsam und im Gehorsam muthig sein, das ist die hohe Pflicht, die, wenn wir sie alle ganz erfüllen, uns alle zum Schutz und Schirm des Vaterlandes machen soll. Diese hohe Bestimmung meines Berufs hat mich sonst immer dafür entschädigt, daß ich kein Eigenleben ausleben darf; ja, ich hatte gar nicht das Bedürfniß nach einem solchen.“

Wie wurde ihm leicht, während er sprach; wie fand er nun Worte, die er sonst vergebens gesucht! Ja, der alte kluge Mann wußte es, wie die Last sich mindert, wenn man Worte findet, um sie auszusprechen.

„Als ich Offizier wurde und in die Welt hinaus

trat, fand ich sie schon in Gährung. Aber all' die fordernden Worte gingen an meinem Ohr vorüber wie leerer Schall. Volksrechte, Constitution, Preßfreiheit — — was war das mir? Ich bin nicht berufen, mein Volk mit zu erziehen, zu belehren, zu beglücken — ich bin berufen zu streiten, wenn Feinde es bedrohen!"

„Recht so, mein Sohn. Blick' auf Deinen König und auf Deinen Degen und auf nichts sonst," sagte der Greis.

In diesem Augenblick schlug etwas knatternd gegen die Fenster. Der junge Offizier schrak zusammen. Der Sonnenschein draußen war erblichen, ein Hagelschauer prasselte stoßweise mit dem Frühlingssturme hernieder. Im Gemach war es grau und düster geworden.

„Aber aus dem Gelärm ringsum," fuhr Volkingen fort und hob sein schönes junges Gesicht gegen den Alten, „scholl ein Wort! Ein immer wiederkehrendes! Ich hörte es. Ich trank es mit durstiger Seele. Es brennt in mir — unauslöschlich! Ich kann es nicht vergessen! Wenn ich im Kasernenhof die Rekruten exercire, wenn mir auf den Straßen das Gewühl von Menschen begegnet, auf deren Stirnen ich Gedanken des Aufruhrs lese, die ich verabscheue, wenn meines Königs mildes, kluges Auge mich trifft — ja, in Agnes Nähe, hier zu Deinen Füßen, immer höre ich's!"

„Das Wort . . .“ sagte der Greis mit zitternder Stimme und feuchten Augen.

Volkingen sprang auf. Eine ungebändigte Erregung flammte auf seinem Gesicht.

„Das Wort, das eine, das hohe: Deutschland! Ein einiges Deutschland und mein König als sein Kaiser!“

Er warf sich an dem Sessel des Greises nieder und umklammerte die eingefallene Brust mit beiden Armen.

„Was ich denke, ist Verrath an meinem Eide, denn mein König verbietet es, so zu denken. Dies wünschen, heißt die Gährung dieser Zeit gut heißen. Nein — ich heiße sie nicht gut. Sieh — ich bin ganz von allem Verstande verlassen. Ich ersehne das Ziel und hasse den Weg!“

Ein eigenthümliches Licht ging in dem Antlitz des Alten auf. Die welke Hand legte sich beschwichtigend auf das dunkle Haupt an seiner Brust.

„Auf dem Wege, mein Sohn, ist so viel Lüge, Verbrechen, Verrath und Eitelkeit, daß Du ihn hassen kannst, ohne Dein Ziel zu verleugnen. Und doch geht große Saat unter all dem Unkraut auf. Diejenigen erst, die fern von dieser Zeit stehen, werden die wahren Patrioten von den Betrügern und Betrogenen scheiden lernen, sowie man fern von einem verworrenen Bilde

stehen muß, um die Anordnung der Gegenstände recht beurtheilen zu können. Und daß Du von dem Ziele träumst, das würde Dein König Dir vergeben. Er selbst . . . er ist ein Hohenzoller!"

Er schaute zu dem Kupferstich zwischen den Fenstern auf.

„Du hast es gezeigt, was für ein Geist in ihnen lebt. Sie müssen! Es liegt in ihnen."

Volkingen verstand den Gedankengang des Greises nicht ganz, oder war doch zu sehr mit sich beschäftigt, um ihm zu folgen. Er hob den Kopf näher zum Ohr des Greises und flüsterte:

„Und noch eine schreckliche Furcht faßt mich. Sieh, die Unruhe wächst, ein Aufruhr ist zu erwarten — wer wird berufen sein, ihn zu bändigen? Wir? Wer wird den Degen ziehen müssen, Preußen gegen Preußen? Wir? Bin ich deshalb Offizier geworden, um Bruderblut zu vergießen?"

„Gott der Allmächtige wird verhüten, daß es zum Aeußersten komme," sagte in inbrünstigem Wunsche der alte Mann. „Und wenn selbst das geschähe — wenn . . . wir Alle mein Sohn sind Werkzeuge in der Hand des Höchsten. Ein langes Leben und ein tiefes Studium der Geschichte haben mich gelehrt, mit dem einzelnen Ereigniß nicht zu murren, sondern immer die Lehre abzuwarten, die sich aus ihm ergab."

Aber wann hätte die erhabene Weisheit des Alters die Qual einer Jünglingsbrust zu bändigen gewußt? Es ist das Recht, das Leid und das Glück der Jugend, sich selbst erst Wunden zu holen, ehe sie sich des Mitkämpfens begiebt.

Volkingen sprang auf und lief heftig im Zimmer hin und her. Nur als die schwache Stimme sich wiederholte, hemmte er den Schritt; er wußte, daß man still und aufmerksam verharren mußte, wenn den Greis das Sprechen nicht ermüden sollte.

„Wir leben in einer wunderbaren Stimmung,“ sprach der Alte. „Die nivellirende Zeit der französischen Herrschaft, die von Napoleons Tagen her, wenn ich sagen soll, moralisch noch bestand, vielleicht nur, weil seit Napoleons Sturz nichts Welterschütterndes sich begeben hat und das letzte Ereigniß für naive Gemüther auch immer das größte Ereigniß bleibt — diese nivellirende Zeit ist vorbei. Die Völker verschanzen sich in ihrer Nationalität, ihrer angestammten Sprache, ihrer überkommenen Religion. Alte Feindschaft wacht auf. Weltbürgersinn wird verspottet. Und doch führen die neuen Eisenstraßen, die Dampfschiffe die Völker immer näher zu einander; während der Nationalitätenhaß wächst, wachsen zugleich Handelsverbindungen. Das erzeugt die Eifersucht, es einander zuvorzuthun. Auch im Lärmen

gegen die Gewalt. Aber glaube mir, mein Sohn, aus dieser Krisis wird Preußen, wie schwer sie auch werde und wie lang sie sei, doch größer hervorgehen. Wer zu lesen versteht in den Büchern der Geschichte, der weiß, daß seit den Tagen des großen Kurfürsten Deutschlands Zukunft in Preußens Händen liegt. Träume nur Deinen Traum weiter vom einigen Deutschland. Du darfst es, auch als Deines Königs Offizier. Vielleicht wirst Du es noch mit erkämpfen — meine Augen werden so Großes nicht mehr sehen. Aber ich habe auch Großes gesehen: den größten Menschen aller Zeiten. Ich habe den großen Friedrich noch erblickt."

Und er nickte mehrmals vor sich hin, mit den geistigen Augen eine ferne, ferne Erinnerung frühester Jugend suchend. Ein Schauer von Ehrfurcht wallte in dem jungen Offizier auf.

Er küßte die welke Hand, die sich prophetisch erhoben hatte. So stand er noch voll Scheu und bewundernder Liebe da, als die Thür jäh aufgerissen ward und Agnes mit allen Merkmalen großer Angst im Gesicht hereinstürzte.

„Karsten kommt eben heim, er hat die Vossische geholt — er sagt — auf den Straßen — o mein Gott!"

Der letzte Ausruf kam aus dem Munde wie ein Schrei, und zugleich neigte sich der Mädchenkopf lauschend gegen das Fenster.

Ein dumpfes, unbestimmtes Geräusch war fern zu hören, schwoll aber in der Secunde, da Alle lauschten, schon brausend näher.

Karsten, der junge Diener des Hauses, stand auf der Schwelle und hielt die neueste Nummer der Zeitung in der Hand. Ein breitschultriger strammer Märker mit blonden Haaren und wasserblauen Augen stand er da, im intelligenten Gesicht einen Zug von überlegener Schlauheit.

„Was bedeutet das?" fragte Professor Lucanus.

„Auf dem Schloßplatz und beim Lustgarten sind Tausende von Männern versammelt. Sie brüllen nach dem König. Ich mache mich eilig davon."

Volkingen stöhnte auf. Die Stunde war da! Agnes umschlang furchtsam den Verlobten. Indeß das Getöse lauter schwoll, fragte der Greis:

„Und wie kamst Du nach dem Lustgarten?" Karsten hatte nur die Zeitung holen sollen aus dem schräg gegenüber liegenden Hause der Druckerei. Da er nun aus Erfahrung wußte, daß er bei seinem Herren mit kecken Wahrheiten sehr gut und mit leeren Ausreden sehr schlimm wegkam, antwortete er:

„Ich machte mit der Zeitung einen kleinen Umweg, um sie zu lesen. Unsereins will auch wissen, was vorgeht. Denn wenn die neue Verfassung kommt, hat unsereins auch seine Meinung zu sagen."

„Das verhüte Gott, oder er mache Dich zuvor klüger," sagte der Alte lächelnd. „Also eine Zusammenrottung."

„Es hieß, das Militär . . ."

Weiter kam Karsten nicht. Ein tosender Lärm verkündete, daß sich die Bewegung oder ein Theil von ihr durch die Breitestraße zu ergießen beginne.

Der junge Offizier stürzte hinaus, ergriff im Vorbeieilen seinen Degen, den er im ersten Zimmer abgelegt, und hinter ihm lief Agnes mit Rufen tiefster Sorge. Am Hausthor erfaßte sie ihn und klammerte sich an seinen Arm.

„Bleibe, bleibe!" flehte sie.

Karsten war schon neben ihr und sagte, daß der Herr Lieutenant gewiß besser thäten, im Hause zu bleiben. Dabei aber verführte doch seine Neugier ihn, die Hausthür zu öffnen. Hinauszutreten wäre unmöglich gewesen.

Dicht aneinander gedrängt schoben die Menschen sich vorbei, sich an den Häuserwänden und ihren Nachbarn pressend. Ein rohes Gejohle ward durch gelle Pfiffe übertönt, zuweilen schien es, als suche eine sonore Männerstimme ein Mahnwort zur Ruhe auszustoßen. Papierfahnen flatterten knisternd über den Häuptern dieser Menschenmenge, die mit unheimlicher Geschwindigkeit vorwärts trieb, als quetsche eine noch unsichtbare Macht

sie durch den engen Canal der Häusermauern. „Preßfreiheit! Es lebe die Constitution!“ stand in schwarzen Lettern auf dem Papierfetzen.

„Es lebe die Constidusch on!“ schrie Karsten in der Hausthür.

Agnes rang hinter derselben mit Volkingen, der den unnützen Schreier zurückreißen wollte.

Das Schreien wurde wilder, das Vorwärtsschieben ein todesbanges Drängen. Pferdegetrappel, Trompetensignal übertönte Alles.

Der junge Offizier, blaß wie ein Sterbender, stand nun, die eine Hand an der Thürkante, in der anderen Hand den Degen und starrte in den Lärm hinaus, während Agnes auf den Knieen lag und betete: „Gott sei barmherzig — erbarm' Dich unser.“

Die Arme erhoben, in durchdringendem Angstgeschrei, mit wahnsinnigen Rufen der Empörung, wurden die Menschen vorbeigestoßen. Arbeiter, Vagabunden, Bürger, Studenten, ja — o Schrecken — selbst Frauen. Und dazwischen, mit blankem Säbel, hoch zu Roß die ersten Dragoner.

Da war die Stunde! Preuße gegen Preuße!

Volkingen schrie auf, seine Hand ließ die stützende Thürkante los, er taumelte zurück.

Da, dicht vor den Hufen eines sich aufbäumenden

Dragonerpferdes hatte sein Auge mit Blitzesschnelle zwei schöne, zarte Jünglinge gesehen — — die Häupter mit den wallenden Blondlocken und den schwarzen Sammetmützen eng aneinander geschmiegt, die Arme um die Schultern verschränkt . . . zwei aus seinem Geschlecht, zwei von seinem Blut. Junge, liebe Burschen, die hier studirten und dem Vetter in Anhänglichkeit ergeben waren. Und morgen vielleicht hieb er auf sie ein . . . Bruder gegen Bruder . . .

Krachend fiel das Hausthor zu. Karsten war auf die Straße gegangen, um hinter den Dragonern herlaufend, den weiteren Gang des Aufruhrs zu verfolgen Der Pflichten seines Dienstes glaubte er sich in solchen Stunden ohne Weiteres entledigt.

Wie ein Betrunkener taumelte Volkingen in das Gemach des Greises zurück.

Der saß, mit der Zeitung auf den Knieen und sah still in den sinkenden Abend hinaus. Agnes hockte sich auf das Polsterbänkchen hin und weinte bitterlich.

„Vater!“ sagte der junge Offizier mit erstickter Stimme.

„Trostlose, zaghafte Jugend!“ murmelte der Alte, den Kopf schüttelnd. Dann hob er das Blatt, es zitterte in seiner unfesten Hand. Aber der Blick seiner Augen war noch adlerscharf wie in früheren Tagen.

„In Hamburg und in Bayern ist am siebenten März Preßfreiheit bewilligt. Und hier dies: am siebenten ist auch von Königsberg eine Petition an Seine Majestät abgegangen, hört! „Die Staatsumwälzungen in Frankreich, herbeigeführt durch ein freiheitsfeindliches Ministerium, und das bevorstehende Einrücken russischer Truppen in das Herz Deutschlands gefährdet von Osten und Westen die Grenzen unseres Vaterlands. In so verhängnißvollen Zeiten nehmen wir keinen Anstand, uns offen und frei an Ew. Majestät zu wenden und gegen Ew. Majestät es auszusprechen, daß nur ein in freieren Institutionen erstarktes und dem Interesse Deutschlands sich hingebendes Preußen uns Schutz bieten kann. Durch wahre, aus allen Ständen des Volkes hervorgegangene Volksvertretung, durch die Herstellung eines Parlamentes, durch unbedingte Preßfreiheit allein erlangt Deutschland die Kraft, allen Feinden zu widerstehen. Uns beseelt aufrichtige Liebe zum Vaterlande. Möge Ew. Majestät dem Volke vertrauen und uns das gewähren, was uns allein retten kann."

Die altersschwache Stimme war von der langen Vorlesung ganz tonlos geworden. Die beiden jungen Zuhörer schwiegen. Sie hatten hier keine Meinung. Hülflos bebten ihre Herzen, und ihre Gedanken trugen sie nicht über den Schrecken der Stunde hinaus.

„Sie sollten ihn nicht drängen,“ murmelte Lucanus vor sich hin. „Sie sollten ihm Ruhe lassen, die rechten Aerzte für ihre Krankheiten zu finden.“

Es war ganz dunkel geworden im Zimmer.

„Weine nicht,“ sprach der alte, sonderbare Mann, „steh' auf, zünde mein Licht an, damit ich das Bild des großen Friedrich sehe.“

Agnes that, wie ihr geheißen war. Sie schob den Sessel des Greises wieder nah an den Schreibtisch. Ihrer Gegenwart offenbar nicht mehr eingedenk, saß der Alte still. Auf seinem Gesicht lag ein seltsam Leuchten. Der Lärm der Gegenwart war längst in seinem Ohr verhallt. Sein ruhevoller Geist spann goldene Fäden aus der glorreichen Vergangenheit in eine dämmernde Zukunft hinein.

Das Mädchen und der Offizier stahlen sich sachte hinaus.

Im Dunkel des Wohngemachs umfing Volkingen die zarte Mädchengestalt.

„Du hattest Recht, Geliebte,“ sagte er schmerzlich, „in diesen Tagen dürfen wir nicht laut Glückshoffnungen in die Welt hinausjubeln. Ich gehe . . . ach, hoffnungslos, denn wird nicht der Sturm dieser Zeit die Blume unserer Liebe zerknicken?“

Agnes schwieg und duldete seinen Kuß.

„Komm morgen wieder," sagte sie noch mit matter Stimme.

Sie blieb im Dunkel. Ein eigener Zustand von Unempfindlichkeit lähmte ihr Sein. Der Sturm der Leidenschaft fegte über alle Lande und durch alle Herzen. Nur ihr Loos war, Zuschauerin zu bleiben. Der Wunsch nach etwas Großem, Ungeheurem stieg auch in ihr auf. Ach — daß es sich ihr nicht in Willibalds erstem Kuß offenbart hatte! Ach — daß auch er nur den Antheil eines Zuschauers hatte!

So saß sie lange.

Da kam Karsten und setzte die große Moderateurlampe auf den dunkelglänzenden Mahagonitisch. Während er die grünen Rouleaux herabließ, erzählte er begeistert:

„Ach Fräulein, als die Cavallerie die Menschen auseinander getrieben hatte, ging ich hinter den beiden Vettern des Herrn Lieutenants in die Studentenkneipe mit 'rein. Da haben sie ein schönes neues Lied gesungen. Den ersten Vers weiß ich auswendig."

Agnes antwortete nichts.

Mit der Vertraulichkeit, die Karsten sich neuerdings gegenüber seiner Herrschaft angewöhnt hatte und welche diese gelassen duldete, stellte er sich mitten im Zimmer hin und declamirte in schauderhaftem Berliner Dialekt:

Herr Gott vom Himmel, sieh darein!
Verjag' den Geist der Lügen!
Wie Du, muß Wahrheit ewig sein
Trotz allem list'gen Trügen!
Vernichte jede Unnatur,
Den Servilismus, die Censur
Und was dazu gehöret!"

„Geh hinaus," fuhr Agnes ihn an. Eine furchtbare Erregung befiel sie. Selbst dieser Knecht begeisterte sich!

Mit einmal wußte sie's, was die große Flamme zwischen ihr und dem Geliebten nicht emporlodern ließ.

Er gehörte sich nicht selbst, seine Gedanken waren unfrei, sein Handeln unselbstständig. Er durfte kein Mensch sein, wie andere, nicht wie sie begehren, fragen, richten. Ein stummes blindes Werkzeug eines Höheren! Der Sclave eines Eides! Seines Königs Diener!

Nur sein Herz durfte er verschenken, nicht sein ganzes geistiges Wesen. Fühllos und wunschlos stand er im Sturm!

So konnte auch sein Weib ihm nur das Spielzeug für dienstfreie Stunden sein. Nicht zusammen Schulter an Schulter, Hand in Hand durften sie Beide die Ideale ihres Volkes mit erstreben, die Irrthümer mit bekämpfen Sie sollten ihre Leiber, aber niemals ihre Seelen vereinigen!

Und im Jammer dieses ungeheuren Irrthums warf Agnes sich nieder und weinte am Boden um die Armuth in ihrer Liebe.

* * *

Sonne und Wolken stritten sich auch am folgenden Tag. Der veränderliche Himmel drohte bald gewittergrau auf die Straßen Berlins herunter, bald lachte sein heiterstes Blau über die Menschengruppen, die sich auf allen Straßen und Plätzen immer wieder ansammelten, so oft auch Polizeimannschaften sie vertrieben. Die preußische Allgemeine Zeitung war um Mittag mit der Bekanntmachung erschienen, der König ordne die Zusammenberufung des vereinigten Landtages auf den 27. April an; dieser Umstand mußte besprochen werden.

Das späte Datum, das noch mehr als einen Monat Geduld forderte für die Berathung neuer Verfassungen, wurde mit heftigem Mißfallen erörtert. Andere wieder jubelten freudig auf über des Königs Verheißung, dem Landtage entgegentreten zu wollen mit der Devise „Freie Fürsten, freie Völker.“

Doch der Jubel erstarb, wenn der dumpfe Tritt vorbeiziehender Infanteriecolonnen erdröhnte oder eine Schwadron Cavallerie langsam die Straße herabritt.

Eine ungewisse Schwüle lag in der Luft, und trotz der Märzkühle brannten die Stirnen, trockneten die

Lippen, klopften die Herzen, wie bei Gewitterluft im Hochsommer.

Auch auf dem Hause Lucanus lag dieser unerträgliche Druck. Flüchtig war nur auf Minuten Volkingen erschienen: ein scharfer Dienst hielt ihn den ganzen Tag fern. Sein schönes Gesicht war ausdruckslos und todt geworden, wie verlassen von allem geistigen Leben. Mit mattem Lächeln hatte Agnes ihn begrüßt, und ohne warmen Blick und Ton waren sie geschieden.

Der Greis schien vergessen zu haben, daß man auf einem Vulcan lebte. Er las in einer neuen Schrift Alexander von Humboldts, ließ sich gegen Abend von Agnes seine Kupferstichsammlung Blatt für Blatt vorlegen, und nur zuweilen flog ein forschender Blick seiner Augen über Agnes schmales Gesicht.

Jedes Mal wenn die Thür ging und die Hausthürglocke mit ihrem altmodischen Ton lange nachbimmelte, horchten Beide in unausgesprochener Spannung auf.

Wenn das Georg wäre!

Seit zehn Jahren war der Sohn und Bruder dem Hause fern geblieben. In London, Paris, Italien hatte sein ungestümer Drang nach Neuem den Unabhängigen umhergetrieben. Er, der Dreißigjährige, hatte die kleine Schwester seit ihrem zehnten Jahre nicht gesehen, er war für sie fremd und geheimnißvoll wie der

Prinz im Märchen. Und bei ihm stand die Entscheidung über ihre und Volkingens Vereinigung!

Agnes suchte endlich in Gesprächen über den Erwarteten die unerträgliche Spannung zu lösen.

„Vater," sagte sie, „ich kann die Daten Deines Lebens nie ganz genau zusammenbringen. Wann heirathetest Du Georgs Mutter, Deine erste Frau? Und wann Deine zweite, meine Mutter?"

„Hängst Du an Daten, wo Du Dich noch am Inhalt freuen kannst, ja, selber ein Theil von ihm bist?" sagte Lucanus, milde wie immer und doch mit einem Schatten von Mißbehagen über der weißen Braue. „Nun, ich war kein Jüngling mehr, als ich mein erstes Weib heimführte, schon fünfundvierzig."

Agnes glaubte, daß der Vater das genaue Lebensjahr vergessen habe, und mochte durch nochmaliges Fragen nicht ihn zum Bewußtsein einer Altersschwäche bringen.

„Aber Deine erste Frau starb schon, als Georg das Licht der Welt sah?"

„Nein, später. Nach einigen Jahren. Georg war schon fünf oder sechs."

Agnes schüttelte den Kopf. Jedesmal, wenn von dieser Zeit gesprochen wurde, schienen ihr die Daten anders, und wenn sie sich einmal ausrechnete, daß ihr Vater sieben Jahre Wittwer gewesen, ehe er ihre theure,

nun auch längst verblichene Mutter lieben lernte, so kamen ein anderes Mal nur fünf Jahre Einsamkeit heraus. Sie gab es auf und suchte den Vater nun zu einer Charakteristik Georgs zu bewegen. So plauderten sie sich über den dumpfen, inhaltlosen Abend hinweg.

Aber auch am nächsten Tage schien der Druck nicht weichen zu wollen.

Vormittags kam Volkingen, hastig, mit heißen Wangen vom Laufen.

„Ich bin du jour," sagte er, „aber heute Abend komme ich. Und Georg?"

„Er ist noch immer nicht da."

„O — mir ist, als sollte seine Ankunft mein Leben entscheiden. Wie bist Du bleich, Geliebte!"

„Jetzt blühen keine Rosen — auch nicht auf Mädchenwangen."

„Wie bitter Du das sagst."

„Ich kann mich jetzt nicht freuen."

Das „ich" war schwer betont; wie tausend Vorwürfe sprach es aus, daß er nicht mit empfinde, was Allen mit bleierner Sorge die Lebensfreude dämpfte.

„Aber mich trösten solltest Du können," sagte der junge Offizier.

„Bedarfst Du dessen?" fragte sie herb.

Seine Antwort wurde ihm durch den alten Lucanus abgeschnitten, der eben, schwer auf einen Stock gestützt hereinkam und fragte, ob man die Stunde vergessen habe, wo er seinen Eierwein trinke.

Betroffen eilte Agnes, die versäumte Pflege nachzuholen, und Volkingen mußte gehen, ohne ein gütiges Wort empfangen zu haben.

Nach dem Frühstück. welches für den einfach lebenden Greis eben nur aus dem vergessenen Getränk und etwas Weißbrod bestand, pflegte er sein Schläfchen zu machen. Stille senkte sich dann über die weiten Räume des vornehmen Bürgerhauses, selbst die Dienstboten in den hinteren Räumen lachten und schwatzten leiser miteinander, obwohl es längst erwiesen war, daß den gesunden, lebenerhaltenden Schlaf des Greises kein Lärm zu stören im Stande war.

Agnes saß im ersten Zimmer und stickte mit bunten Fäden eine Landschaft auf ein kleines Stück weißer Seide — ein Albumblatt für eine Freundin, die sich demnächst verheirathen wollte. Das überschwängliche Glück Mariens stieg vor ihrem Geist wie ein Zauberbild empor; jedes jubelnde Wort der Freundin fiel ihr ein, denn diese Marie, selbst voll Talent und sehr belesen, fand ihre höchsten Zukunftshoffnungen darin, an dem Beruf des Erwählten fördernd und genießend theil=

zunehmen, der Privatdocent und vielfach schriftstellerisch thätig war. Noch in diesen Tage hatte Jener ein vielbelobtes Gedicht veröffentlicht, das Königstreue und Vaterlandsliebe mit seltenem Tact und überzeugender Wahrheit vereinte.

In den See aus bläulichen Seidenfäden, in den Agnes eben einen Schwan hineinstickte, fiel eine Thräne.

Das Mädchen schluckte die andern tapfer nieder und stickte weiter. Alles war still. Die Häuserwand gegenüber lag im grellen Sonnenschein, der Schatten der nah am Fenster Vorübergehenden fiel nicht verdunkelnd auf Agnes Arbeit. Sie achtete nicht auf die wenigen Gestalten, die wie Silhouetten vorüberglitten, und horchte nicht nach dem Schritt der sich Entfernenden nach. Das geringe Leben auf der Straße fiel ihr nicht auf. Es war wohl eben für Jedermann das Klügste, sich in den Häusern zu halten.

Durch die brütende Stille klang jetzt die Hausglocke, jäh anschlagend und lang nachbimmelnd, wie sie pflegte, wenn Jemand die Thür heftig aufriß.

Agnes horchte auf. Sie hob das Köpfchen nach der Männerstimme, die draußen laut mit Karsten verhandelte. Die Freunde ihres Vaters, greise, maßvolle Männer wie er, hatten nicht diesen Ton und pflegten auch um diese Zeit nicht anzusprechen.

Eine freudig bange Ahnung beklemmte ihr Herz und machte ihr die Füße schwer. Da wurde auch schon die Thür aufgerissen. Agnes erhob sich zitternd. Auf der Schwelle erschien ein großer, blondlockiger Mann, er breitete die Arme aus und rief:

„Kleine Schwester!“

Aber da sie ihm zagend entgegenschritt und halben Weges stehen blieb, sanken ihr die Arme am Leibe nieder. Sie sahen sich stumm an — stumme Secunden, die eine Ewigkeit erscheinen, weil man in ihnen mit Auge und Herz soviel erfaßt, daß für das ganze Leben die Seele davon erfüllt ist.

In das frische, wohlgebildete Gesicht des Mannes stieg eine langsame Röthe, seine blauen Augen blitzten.

„Bist Du das wirklich, kleine Agnes? So schön, so schön, so unbegreiflich schön!“

„O Georg,“ sagte sie, und Thränen traten in ihre Augen. Und da lag das dunkle Köpfchen auch schon an der breiten Brust, und die Stimme über ihr — es war die metallische, bezwingende Stimme eines Mannes, der zu reden und durch sein Reden zu gewinnen gewohnt ist — die Stimme über ihr sprach zärtlich in sie hinein.

„Wie begreif' ich's nun, daß ich so lange in der Ferne mich umtreiben konnte! Aber sieh, das Vater=

land braucht jetzt freie und muthige Männer. Es konnte auch mich nicht entbehren. Nun soll die Freiheit ihre Fackel auch nach Preußen tragen — ich komme als ihrer Herolde einer. Und Du, Mädchen — so süß erblüht in dieser wilden Zeit?! Augenfreude des Vaters — ich muß ihm sie neiden. Unser Vater ist gesund, er schläft — Du siehst, ich habe mich bei dem Menschen da draußen nach Allem erkundigt. Agnes — komm — hebe das Köpfchen — laß mich Deine Augen sehen, daß ich in der Seele meiner Schwester lese, ob sie den fremden, wilden Bruder lieben mag."

Er hob ihr das Kinn, ihr zagendes Auge schlug voll zu ihm empor. Ihr war so bang, und seine Zärtlichkeit schreckte sie, wie die eines fremden Mannes. Und doch wallte eine heiße Bewunderung in ihr auf. Seine stolze, muthige Persönlichkeit überwältigte sie.

Er sah tief und lange in das dunkle, scheue Auge; er fühlte den schlanken Mädchenleib in seinem Arm erzittern. Und die Scheu aus ihrer Seele pflanzte sich in die seine hinüber. Er ließ das Mädchen los. Sie schwiegen Beide.

Dann fragte Georg Lucanus im Tone eines Menschen, der so verlegen ist, daß er nicht weiß, was beginnen:

„Und könnte ich Vater wecken, oder meinst Du,

daß ich mir's erst in meinem Zimmer oben bequem mache? Sie seien bereit, sagte mir der Diener."

„Vater würde zürnen, daß wir ihm diese Minuten entziehen, denn seit Wochen horcht er, ob Du es nicht bist, der eintritt," antwortete Agnes leise.

„Wo?"

„Hier nebenan."

„Und ist von dem Lärm nicht erwacht?" lachte Georg, sich mit dem Zeigefinger gegen die Brust klopfend, „nun, dann ist er noch jünger wie ich, denn so festen Jugendschlafes erfreue ich mich nicht."

„Das macht wohl, weil er unbefangen ist, wie ein Kind," sagte Agnes, ihre freie Stimmung wiederfindend.

Sie öffnete leise die Thür, Georg folgte ihr behutsam. Sitzend schlief der Greis, den stets frierenden Unterkörper in die gewohnten Decken gehüllt. Er athmete sanft, und ein heiterer Friede lag auf seinem Angesicht.

Georg hielt Agnes am Arm fest, sie sollte ihn noch nicht wecken. In tiefer Rührung schaute er auf das ehrwürdige Bild. O, wie leicht hätte es doch geschehen können, daß diese Augen schon von der Hand des Todes so geschlossen gewesen wären! Dann hätte er zu den Füßen des geliebten Greises nicht mehr den tiefen

Herzensdank niederlegen können, der ihn ganz erfüllte. Ergriffen fühlte er das Glück, noch einen Vater zu besitzen.

Agnes, die ihn wie gebannt ansah, las die schöne Bewegung seiner Seele auf seinem offenen Antlitz. Das zwang sie unwillkürlich seine Hand zu ergreifen. Er preßte die kleinen Finger mit leidenschaftlichem Druck.

Auch sie, dies holde, zarte Wesen, hatte er ihr zur Schwester gegeben. Eine göttliche Erbschaft für den Sohn, die Zarte einmal beschützen zu dürfen.

Georg beugte sich nieder und küßte den silbernen Scheitel des Greises.

Dieser erwachte und ging mit der ihm eigenen Plötzlichkeit aus festestem Schlaf in gesammelt klares Wachen über. Die alten Augen leuchteten auf.

„Mein Georg!“ flüsterte er beglückt.

„Mein Vater,“ rief dieser vor ihm knieend, „segne den Heimgekehrten. Segne ihn zwiefach, denn er bringt Heilsbotschaft.“

„Welche?“ fragte der Greis, nachdem er den Sohn zärtlich geliebkost.

Georg sprang auf in der ganzen Höhe seiner stattlichen Gestalt — da sah er wie Jung Siegfried aus. „Metternich ist gefallen! Das österreichische Volk hat sich sein Recht erfochten! Ich und noch mehrere sind augenblicklich abgereist, die Kunde hier zu verbreiten.“

Wenn Georg hiernach dachte, einen Ausruf des Erstaunens, einen Ruf der Freude, des Schreckens, kurz irgend eines Antheils zu vernehmen, so täuschte er sich.

Der alte Lucanus wunderte sich über nichts. „Das war gerecht vom Geist der Geschichte," sagte er nur. Und dann nach einer Pause: „Erzähle mir erst nachher, wie das kam. Laß mich jetzt meine Selbstfreude haben, die des Vaters am heimgekehrten Sohn."

Er tastete mit seinen beiden Händen an dem blondlockigen Kopf des Sohnes umher.

„Du junges, ungestümes Haupt! Aber ich muß Dich lieben — trotz alledem," sagte er innig.

„Und was sagst Du zu ihr?" fuhr der Greis fort, da Georg gerührt schwieg.

Die Augen des Sohnes flammten zu Agnes hinüber. Agnes erglühte.

„Mein Herz war fast erschrocken, als ich sie sah. Vater, Deine Tochter ist sehr schön!"

„Soll ich — soll ich nicht," stotterte Agnes, „den Befehl geben, daß man heute das Mahl früher rüste?"

„Ja, ja," rief Georg und schien sich plötzlich auf hunderterlei zu besinnen, „ich kann nur wenig Stunden weilen. Freunde erwarten mich. Aber am Abend kehre ich wieder."

Agnes lief hinaus.

„Vater," sprach Georg feurig, „eine solche Schwester hätt' ich mir nicht träumen lassen. Mit Stolz werd' ich der Beschützer ihrer Jugend sein."

„Setz' Dich her zu mir — höre. Wir werden dies holde Kind nicht lange mehr zu beschützen haben, sie wird geliebt und liebt," erzählte der Greis.

Georg erschrak. Seltsam, schmerzlich. Ein heftige Mißempfindung rann durch alle seine Nerven. Schnell ging er auf und ab.

Aber das hätte er sich ja denken können, das war doch so natürlich. Ein Mädchen sucht sich immer einen anderen Beschützer als den eigenen Bruder. Freilich, er hätte sich gern an ihrer Schwesterliebe gefreut, ihre anmuthige Gegenwart im Hause genossen. Doch die düstere Falte auf der Stirn löste sich bei all' diesen Erwägungen nicht.

Eine eifersüchtige Empfindung, die in Zorn gegen den noch Unbekannten aufwallte, bemächtigte sich seiner.

Mit bitterer Stimme sagte er:

„Ich hatte recht gehofft, nachdem ich seit zehn Jahren nicht mehr weiß, was Familie ist, mich häuslichen Glückes zu freuen. Nun können wir beiden Einsamen bald ein ödes Junggesellenleben anfangen."

„Es ist Agnes' Herzensrecht," sprach der Greis bittend.

„Ja, ja,“ stieß der jüngere Lucanus hervor, „ich begreife das. Wer ist denn der glückliche Sieger?“

„Willibald von Volkingen, der Sohn meines Jugendfreundes. Er ist ehrlich, feinfühlend, ein Edelmann im höchsten Sinne des Wortes.“

„Ein Edelmann!“ sprach Georg etwas spöttisch nach, „das wiegt heute nicht schwer.“

„Und arm,“ setzte der alte Lucanus hinzu.

„Und arm?“ fragte Georg, sein stürmisches Hin- und Herlaufen, das dem Greis das Sprechen so erschwerte, plötzlich aufgebend. Ein Chaos von Vorstellungen wälzte sich ihm entgegen. Agnes blieb bei ihnen — noch lange — vielleicht immer, denn dies war ja nicht die Zeit, Existenzen zu gründen. Der Baugrund bebte.

„Wenn Du Dich nicht entschließt, Agnes einen Theil Deines Vermögens abzutreten, werden sie auf einander verzichten müssen und sehr unglücklich sein.“

Ah — daran hatte er nicht gedacht, daß es in seiner Hand stand. Er athmete schwer auf. Das Kind mit den scheuen dunklen Augen hatte vertrauensvoll auf ihn gewartet, um von seiner Großmuth das Glück zu begehren.

„Nehmt Alles — Alles — ich habe keine Bedürfnisse. Ihre zarten Füßchen sollen sich nicht an den Steinen des Weges stoßen. Nehmt Alles!“ rief er, mit den

Händen winkend, als wollte er Geld, Glück und Schwesterliebe gar nicht mehr haben.

Der Greis lächelte still. Er hatte gewußt, daß Georg so sprechen würde.

„Es wird eine Summe genügen, die bescheiden ist gegen das Vermögen Deiner Mutter. Agnes bedarf nur des sogenannten Commißvermögens.“

„Also ein preußischer Lieutenant!“ schrie Georg.

„Ja. Ein preußischer Lieutenant, mit einem warmen deutschen Herzen,“ sprach der Greis fast drohend.

„Ist es erhört! Ist es erhört! Die Schwester von Georg Lucanus heirathet einen . . .“

„Halt!“ fiel der Alte ihm kräftig in's Wort. „Sprich das wahnsinnige Wort nicht aus. Trage nicht in den Frieden meines Alters den Lärm und Haß der Zeit. Aber laß Dir sagen, was ich meine: Die Armee, das ist Preußen, das ist das einige Vaterland, nach welchem Ihr ruft! Sie wird immer den Thron und damit die Ordnung bewachen.“

„Ordnung . . . mit dem zahmen Wort wird die Freiheit nicht geboren! Das Alte stürzt, und neues Leben blüht aus den Ruinen!“ rief Georg.

Da sprach der Alte mit seinem klugen Munde, ganz sacht und sanft:

„Siehst Du, das ist es. Ihr denkt Alle mit fremden Gedanken, weil Eure eignen Euch sonst manchmal soviel Besonnenheit ließen, die Komödianten um Euch zu erkennen. Nun, ich kann auch citiren, freilich nicht Schiller, sondern den von Euch so geschmähten Pfizer: dem wahren Wesen der Freiheit ist gewaltsame Zerstörung und despotisches Nivelliren fremd. — Und weil nun einmal 'die Stunde des Wiedersehens gestört ist, so erzähle mir von Wien. Doch will ich mir den Commentar dazu allein machen. Zuvor aber sage mir: willst Du Deiner Schwester das Geld schenken?"

Wie hätte Georg vor dem gewittergrauen Auge des Greises gewagt, sein Wort zurückzunehmen; wie es vor sich selbst gewagt, ungroßmüthig zu sein, weil es sich um einen Feind handelte?

„Es sei," sprach er düster.

* * *

Aber gleich nach dem ersten Mahle im Vaterhause verließ Georg die Seinen.

Beklemmt, schweigsam blieben der Greis und das Mädchen zurück. Es schien ihnen plötzlich leer und todt im Hause. Die flammende Redeweise, die tönende Stimme Georgs hatten zuvor die stillen Räume gefüllt, wie mit der körperlichen Gegenwart von hundert neuen,

fremden Gestalten. Es war, als ob an den geschützten Uferwinkel, von welchem aus der Greis bisher den Wogen der Zeit zugeschaut hatte, nun brausender Wellengischt geschlagen sei.

Und doch war das Bangen in beiden Herzen tief durchsättigt von leuchtendem Stolze. Sie begriffen, daß nur überschäumende Kraft so lodern, so irren konnte, und sie sahen, daß er kein Betrüger, sondern ein Wahrhaftiger, Maßloser war. Wie leicht verzeiht ein liebendes Vaterherz, wenn es in sich das Vermögen fühlt, den Zügellosen mählich zu besänftigen.

Aber — wie befremdend bei dem ganz vertrauten Zusammenleben dieses Vaters und dieser Tochter! — sie fanden Beide nicht das offene Wort, sich über Georg auszusprechen. Der Vater wagte nicht zu sagen: „Wie ist er schön, kraftvoll, jung und verirrt!“ Agnes wagte sich selbst nicht die erstaunten Gedanken in Worte zu kleiden: „Wie gährt Alles bei ihm auf — selbst die Liebe zur Schwester drängt wie Sturm.“

Aus tiefster Versenkung in Georgs Wesen und Werth riß sie ein — ach, nicht mehr ungewohntes! — Lärmen auf der Straße. Es war gerade, als die Magd Licht brachte, daß eine schreiende Horde sich an den Parterrefenstern vorbei drängte. Mit rascher Angstaufwallung blies Agnes das Flämmchen aus.

„Schließe erst die Vorhänge. Ist das Hausthor verschlossen? Karsten soll auf dem Flur wachen. Ich bitte Dich, Vater, laß uns oben in Deinem Schlafzimmer sitzen.“

„Nein,“ sagte der alte Lucanus, „nein, mein Kind. Wir bleiben hier unten, laß die Vorhänge offen und die Lampe brennen. Man mag von draußen sehen, daß es noch friedliche Bürger in Berlin giebt. Und lies mir aus den Mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg vor. Ich habe heute nöthig, mich am großen Friedrich festzuhalten.“

Agnes war ungehorsam, sie ließ doch die Vorhänge nieder und lief mit der Magd hinaus.

„Karsten — Karsten!“ scholl es durch das Haus. — Niemand antwortete.

Dann der Ruf nach der zweiten Magd:

„Mine, Mine.“ — Wieder keine Antwort!

„Wir sind ganz allein,“ jammerte die Magd; „Karsten sagte schon vorhin: ich muß dabei sind, wenn's los jeht! Und die Mine ihr Schatz ist Gardeküraſſier — sie hatte auch keine Ruhe nich.“

Agnes kettete mit ihren zarten Händen die schweren eisernen Gehänge innen vor die Thür.

„So, wer herein will, kann läuten.“

Als sie Miene machte, in's Zimmer zurückzukehren, faßte die Magd sie am Kleide.

„Ach Fräulein, ich graule mir draußen allein."

„So sitze bei uns. Aber nimm Dein Strickzeug."

Und nach weiteren fünf Minuten saß der Greis behaglich im tiefen Sopha, die Hände auf der rothen Kniedecke gefaltet; vor ihm auf dem blanken Tische brannte die Moderateurlampe, ihm gegenüber saß Agnes vor einem aufgeschlagenen Folianten. Das Licht fiel auf die elfenbeinweißen Schultern, die aus dem Kleide von schottischer Seide sich zart hoben, während die Arme ganz von weiten, am Handgelenk geschlossenen Aermeln bedeckt waren. Das dunkle Haupt war leise über das Buch geneigt, so daß die schwarzen Seitenlocken über die Wangen fielen. — Im Hintergrunde, in sicherer Ferne vom Fenster, saß die Magd auf einem Stuhl und strickte.

Draußen schwoll und sank der Lärm, stieg und schwieg das Geschrei; Pferdegetrappel erschütterte das Haus, daß die Lampenkuppel leise klirrte. Man verstand zuweilen Rufe, man hörte die Worte: „Barricaden" — „Bürgerbewaffnung" — „stürmt die Wachen" — „hoch die Freiheit" — „Metternich ist schon gefallen, vivat sequens"; und in der Richtung nach dem Cöllnischen Rathhause zu schien der Lärm am ärgsten zu wüthen.

Und dabei klang durch das sanft erhellte Zimmer immerfort die Mädchenstimme, die in vorzüglichstem Französisch aus dem Buche Friedrichs des Großen vorlas. Der Greis hörte weltentrückt zu, und die Magd saß mit offenem Munde dabei. Sie verstand weder das fremde Kauderwälsch, was ihr Fräulein las, noch den wüsten Lärm da draußen.

Da pochte eine Hand an das Asyl des Friedens. Schnelle Faustschläge gegen die Thür — dann, als der Draußenstehende begriffen hatte, daß sie verhängt war, zog er an dem Glockenknopf.

Agnes eilte, um zu öffnen. Schon an der Thürspalte hörte sie Volkingen raunen:

„Ich bin es.“

Die Magd seufzte beglückt. Gott sei Dank, eine Mannsperson und noch dazu eine mit Waffen!

Er war schon drinnen und umarmte die Geliebte.

„Wart Ihr besorgt?“

Sie lächelte. Die letzten Lesestunden hatten auch ihr etwas von dem Gleichmuth ihres Vaters zurückgegeben.

„Kennst Du uns so wenig?“

„Stolzes Mädchen.“

„Aber Du — hast Du keinen Dienst?“

„Den ganzen Tag gehabt. Und die Nacht wieder. Alle Truppen sollen in Bereitschaft bleiben, doch soll

Gewalt erst nach ernster Widersetzlichkeit erfolgen. Jetzt hat der Commandeur einigen von den Kameraden erlaubt, nach den Ihrigen zu sehen. Ich habe zwei Stunden für mich. Wir sollten vorsichtig sein, hieß es — aber ich wollte meinen Rock nicht ablegen — jetzt nicht!"

Er warf eine dunkle Chenille, die seine Infanterieuniform verdeckt hatte, ab und zog die Geliebte wieder an sich.

„Georg ist da," sagte sie plötzlich.

Er verstummte. Agnes war's, als ob irgend eine Regung in ihrem Gewissen ihr verböte, ihm jetzt in die Augen zu sehen. Als willkommene Ableitung diente ihr die Magd, die noch immer auf dem Flur neben der Verlobten stand. In andern Tagen hätte sie diese Unbescheidenheit, die aus Furcht und Neugier entsprang, nicht gewagt.

„Richte den Abendtisch zu," sagte Agnes, „der junge Herr kommt gewiß auch gleich. Er hat es fest versprochen," setzte sie hinzu und sah nun Willibald an.

Der nahm ihre Hand und führte sie in das zweite Zimmer vor das Angesicht des Greises. Die Frage, die auf seiner Lippe brannte, wagte er nicht laut werden zu lassen. Der Greis ersparte sie ihm.

„Georg wird Agnes das Vermögen abtreten, welches Ihr zur Caution und darüber hinaus zu Wahrung der Lebensformen braucht, die Agnes gewohnt ist."

Agnes Hand zitterte in der Hand Willibalds.

Und er, der den ganzen Tag sich an den Rettungsgedanken geklammert hatte: „diese Gewißheit wird mich muthig und glücklich machen" — er fühlte keinerlei Aufwallung als die des Unwillens darüber, daß er eine Dankesschuld gegen einen Fremden auf sich nehmen sollte.

„That er es willig?" fragte er mißtrauisch.

„Die angeborene Großmuth zwang ihn dazu," sagte der alte Lucanus, der sich selbst nicht ganz klar war, welche Motive Georg bestimmt hatten. „Er that es vielleicht gerade, weil er Dir feindlich gesinnt ist — wer kann mit sicherem Blick eine Seele ergründen, die ruhelos ist, wie spielender Feuerschein!"

„Und ist er Dir, der Schwester, denn mit Liebe entgegengekommen?" fragte der junge Offizier weiter.

Mit einer unerwarteten Geberde — war es Liebe? Grauen? Hülflosigkeit? — warf Agnes sich in Willibalds Arme. Mit Liebe entgegengekommen? — wie eine Feuerwolke war seine Bruderneigung auf sie gefallen.

Willibald schloß Agnes fest an sich. Er glaubte in diesem Anschmiegen das Bekenntniß zu sehen, daß Agnes trotz aller brüderlichen Einsprache fest an ihm halten werde und daß sie vielleicht schon von Feindseligkeiten gelitten habe. In Gegenwart des Greises mochte er nicht weiter fragen.

Schon die nächste Viertelstunde brachte ihm Gelegenheit, selbst zu beobachten, ob Georg der jungen Schwester wohl gesinnt sei oder nicht. Er kam, von der vorsichtig erst dreimal „wer ist da?“ fragenden Magd eingelassen, und trat auf die Schwelle wie am Morgen; gebietend im Vollbewußtsein einer ungewöhnlichen Persönlichkeit, leuchtende Freude im Angesicht.

Willibald war sehr betroffen. Das kleine Oelbild, welches Lucanus von dem Sohne besaß, hatte ihm nicht entfernt den Zauber dieses Mannes gezeigt. Es war etwas Ungewöhnliches an und in ihm, und der junge Offizier hatte das Gefühl, als würde die Stube heller als zuvor und zugleich zu eng für sie Beide.

Georg sah ihn nicht. Er sah nur Agnes und nahm ihre beiden Hände einen Augenblick zwischen die seinen. Dann küßte er den Scheitel des Greises.

„Hier ist Agnes’ Bräutigam. Komm, Willibald, reiche meinem Sohn die Rechte. Die Liebe zu Agnes vereine Euch!“

Trotzig trat Willibald aus dem Schatten hervor. In kühlem Händedruck vereinigten sich die Männer. Georg, der Mann der schnell entschiedenen Empfindung, hielt dieses unwahre Entgegenkommen nur eine Secunde aus. Er zog die Hand zurück und sah den schlanken, braunhaarigen Lieutenant finster an.

So also mußte der aussehen, der von Agnes geliebt sein wollte!

Willibald deutete sich den Blick anders. Er kannte die Bezeichnungen, welche aufrührerische Bürger für die königstreuen Offiziere hatten.

„Er haßt mich — nicht mich, den Menschen, den Volkingen — nein, den preußischen Offizier!“

Nach diesem flüchtigen Händedruck schien für Georg nur noch der Alte im Zimmer zu sein. Er erzählte, während die Magd Tischgedeck und kalte Speisen herzutrug, von dem wachsenden Aufruhr in den Straßen; daß eine Schutzcommission von Bürgern gegründet sei, wobei das Volk im Unklaren bleibe, ob diese nach Art der englischen Constabler gebildeten Schutzmänner das Volk vor den Soldaten, oder die Soldaten vor dem Volke schützen sollten; daß die Erbauung von Barricaden noch unterblieben sei, weil man dem König eine letzte Frist bewilligen wolle und Gerüchte umgingen, daß morgen das Ministerium entlassen werden solle.

Kurz, er zeigte sich in der ganzen Bewegung so zu Hause, als habe er ihr allmähliches Wachsen nicht blos mitgesehen, sondern auch mitgeleitet und sei nicht erst vor zehn Stunden angekommen. Dazwischen aß und trank er mit bestem Appetit und schien alles Ge=

schehene als ganz naturgemäß anzusehen, während Willibald, bleich und nervös, vor Herzklopfen keinen Bissen herabwürgen konnte.

Und dabei beobachtete er, daß Agnes sich um seinen leeren Teller wenig bekümmerte, aber mit geschäftiger Hand dem Bruder Alles reichte, noch ehe selbst dessen Blick es gefordert. War das bei Agnes der Dank für die brüderliche Großmuth? Oder imponirte ihr der Mann so, dessen Worte wie Zündgranaten flogen? Und er, er war verdammt, zu schweigen, immer zu schweigen! Aus kluger Zurückhaltung, wie sie ihm seit Langem von seinem Vorgesetzten zur Pflicht gemacht worden war, durfte er nicht streiten, dem nicht widersprechen, was ihn empörte; und doch konnte er auch jetzt nicht „schweigend fortgehen", wie es ihm für solche Fälle empfohlen war. Und am wenigsten konnte seine gequälte Brust aufschreien . . „ja, in Einem habt Ihr Recht — Deutschland muß ein großes Vaterland sein!"

Zusehen, und den Strom der Zeit am befestigten Ufer vorüberfließen lassen — das war seine schwere Pflicht.

So oft Agnes Hand den Bruder bediente, war es, als ergriffe diesen eine kurze Unruhe.

„Laß nur, laß nur," murmelte er einige Male, seine laute Rede unterbrechend.

Und zuweilen, mitten im erregten Vortrage, wenn man annehmen mußte, daß seine Gedanken alle bei seinem Gegenstande waren, streifte ein Blick, ein langer, unerklärlicher Blick das junge Mädchen.

Während dessen stieg die Erregung in Willibald. Er wollte nicht mehr schweigen! Das Bedürfniß, den trotzigen Blondkopf da ihm gegenüber gründlich zu erzürnen, wuchs immer stärker und unabweisbarer in ihm.

Als nun Georg im Gespräch das Schlagwort hinwarf: „Der Deutsche gleicht der Rebe, den wahren Geist erhält er erst, wenn er gepreßt wird," bemerkte Volkingen mit spöttisch geschürzter Lippe:

„Der wahre Geist der Deutschen scheint mir doch die Geduld zu sein. Seit Jahren haben sie Alles getragen, was ihnen nun auf einmal als unerträglich eingeredet werden soll. Sie werden die Geduld schon wieder finden müssen."

Georg brauste nicht auf. Er erwiderte mit einer Melancholie, die ihm wunderbaren Zauber gab:

„Ihr nennt es niedrig, feig und feil,
Daß wir so lang' am Narrenseil
Uns führen lassen mochten?
Es war kein Strick gemeiner Art;
Das Narrenseil war aus dem Bart
Des Kaisers selbst geflochten!"

Da klirrte sie an, die verwandte Saite; da war das hehre Wort vom einigen Deutschland erklungen!... Willibald seufzte tief, und in plötzlicher Vergessenheit schlug er die Hände vor sein Gesicht und saß mit aufgestützten Ellbogen, wie ein Weinender da. Er barg die brennenden Augen, daß der Andere nicht den Blitzstrahl des verwandten Wunsches darin erblicken möchte.

Agnes sah auf den Verlobten und sah auf ihren Vater. Das Greisenauge schaute sie beredsam an. Es schien ihr etwas zu erzählen. Also litt Willibald auch — also empfand er sie doch mit, die Schmerzen dieser Kämpfe? Agnes brauchte sich also vor dem heißblütigen Bruder ihrer Wahl nicht zu schämen?

„Willibald!" sagte sie.

Es lag eine beschwörende Zärtlichkeit in den Lauten, den ersten, welche Agnes in Georgs Gegenwart an den Verlobten richtete.

„Geliebte!" flüsterte er und reichte ihr die Linke, ohne noch die Rechte von den Augen zu lassen.

Georg war dunkelroth geworden. Es regte sich gewaltthätig in ihm. Er fühlte jetzt deutlich, daß er den jungen Volkingen haßte.

Dieser stand auf und sagte, daß seine Zeit um sei. Er hüllte sich in die Chenille und verabschiedete sich stumm von den Männern. Agnes begleitete ihn an die Hausthür.

Sie wagte nicht zu fragen, ob ihm der Bruder gefallen habe, denn ihr weiblicher Scharfsinn hatte bald den Groll gespürt, der zwischen Beiden großwuchs. Aber er sagte bedrückt:

„Georg Lucanus und ich, wir können niemals uns als Glieder einer Familie fühlen. Selbst nicht um Deinetwillen. So lange er bei Euch ist, komme ich nur, wenn ich ihn fern weiß, und wer weiß, ob ich überhaupt noch komme. Morgen kann der Bruderkrieg da sein. Ich werde meine Pflicht erfüllen, aber in ihr den Tod suchen. Lebewohl."

Seine einförmige, matte Stimme, das schreckliche Wort des Abschieds, die Angst, ihn vielleicht auf ewig zu verlieren, zerriß die Bande der Zurückhaltung um Agnes' Herz: eine schmerzliche Leidenschaft brach hervor und suchte in tausend erregten Worten Ausdruck. Was ihr gestern nicht die beengte Seele füllen wollte, jetzt war es da, das Gefühl einer bangen, unfaßlichen Glückseligkeit. Das kam über sie wie ein Wogensturz, und mit klammernden Augen suchte sie am Manne Halt.

Der Himmel öffnete sich über Willibald. Also war er dennoch ganz, namenlos geliebt?!

„Gott segne Dich, mein Mädchen!" stammelte er endlich, sich losreißend. „Das Gedächtniß dieser Stunde wird mir Muth geben. Ich bin wieder ein Mann."

Dein Vater hat Recht: Den Thron schützen heißt das Vaterland schützen. Segne meinen Degen!"

Im Ueberschwange höchster Begeisterung küßte Agnes das Degenkreuz, das der Geliebte ihr entgegenhielt.

„Leb' wohl, leb' wohl! Mein König ruft! Bei ihm sein, heißt über Dich wachen! Leb' wohl!"

Ein Abglanz neuer Offenbarung lag auf Agnes' Angesicht, wie Sonnenschein auf einer weißen Rose, als sie wieder zu den Männern trat.

Den Bruder dem Verlobten zu versöhnen, zwei herrliche Männer sich verständig begegnen zu sehen, das war der Wunschgedanke, der sie trieb, die Arme zärtlich um des noch sitzenden Georg Schultern zu legen.

Als er die weiche Wange schmeichelnd an der seinen fühlte, fuhr er jäh zurück. Dann sah er Agnes an, als erschrecke er über die eigene, unbewußt gethane Bewegung.

Ihre Lippen glühten noch von Willibalds Kuß.

„Was willst Du," sprach er heftig, „laß mich doch." Und er stand auf und ging hinaus.

* * *

Ein heiterer Himmel blaute über der Stadt.

„Du kannst heute ausfahren," sagte Agnes am Morgen zu dem Greise. Und zum Bruder gewandt, setzte sie erklärend hinzu: „Der Arzt besteht darauf, daß

Vater, sowie das Wetter nur ein Bischen freundlich ist, an die Luft kommt."

„Darf ich mitfahren?" fragte Georg, der von einer unerklärlichen, fast schwermüthigen Sanftmuth war.

Agnes sah verlegen weg. Die Nähe Georgs lastete wie ein Druck auf ihr. Sie konnte sich nicht sagen, weshalb, aber sie empfand es bänglich. Der Greis sagte erfreut, daß er glücklich sein werde, einmal seine beiden Kinder mit sich zu haben.

So fuhren sie denn in der warmen Mittagsstunde über den Schloßplatz, die Linden entlang, zum Brandenburgerthor hinaus. Nichts auf den Straßen, keine ungewöhnliche Lebhaftigkeit des ganzen Verkehrs, noch das Gebahren des Einzelnen verrieth, daß die abendliche Nebenbeschäftigung der Bürger zur Zeit war, das Präludium der Revolution zu spielen. Alle Welt schien gleichmüthig ihren Zwecken nachzugehen, hießen diese nun: Arbeit, Beamtenpflicht, Vergnügen oder schlendernder Müßiggang.

Unter dem braunen Geäst der Parkbäume ergingen sich friedlich im Frühlingssonnenschein eine Menge Leute. Die Gestalten der Damen, mit ihren bunten Kleidern, ihren farbigen Mänteln und rosa oder grünseidenen Capotten, bildeten ein munteres Farbengegenspiel zum braunen Erdboden und laublosen Gezweig. Die Männer,

mit ihren Cylinderhüten und in der Taille engen Röcken, deren faltige Schöße auf die hellen Beinkleider fielen — die Männer schienen sich ebenso sorgenlos des ersten warmen Tages zu freuen, wie das andere Geschlecht. Die Spatzen lärmten auf den Fahrwegen und stoben piepsend auseinander vor den nahenden Pferdehufen. Vor den Zelten, an denen die Familie Lucanus vorbeifuhr, saßen schon Leute im Freien und tranken einen Knickebein oder ein Glas Warmbier.

Der alte Lucanus ließ fröhlich seine Augen umhergehen.

„Noch habt Ihr den Frieden nicht aus der Welt raisonnirt,“ sagte er behaglich.

Georg hatte keine Antwort. Er saß schweigend und sah Agnes an, deren schmale Wange sich in der Märzluft röthete.

Dieser unverwandte Blick peinigte sie unsäglich. Bei der Rückfahrt kamen sie gerade in dem Augenblick an der Wache am Kastanienwäldchen vorbei, als Volkingen sich derselben mit seinem Hauptmann näherte.

Der junge Offizier grüßte mit glücklichem Gesicht. Agnes' Augen leuchteten auf, wie Georg sie noch nie leuchten gesehen hatte. Sein Blut wallte und goß sich bleischwer durch seine Adern. Und der Haß gegen Volkingen stieg und stieg.

Er hielt sich ungewöhnlich viel zu Hause. Erst als Agnes auf eine Frage des Greises erzählte, daß Volkingen in diesen Tagen nicht herkommen werde, ging er, um seine Gesinnungsgenossen aufzusuchen.

Kaum sah sich Agnes mit dem Greise allein, so quälte sie ihn mit leidenschaftlichen Klagen.

„Ich fühl' es tief, Georg haßt Willibald. Wie sollen diese Beiden je als Brüder zusammen sich finden? Und wird Georg nicht sein Wort zurücknehmen, wird er nicht zögern, den Schenkungsact zu vollziehen? Ja, kann Willibald noch ein Glück annehmen, das eine widerwillige Hand reicht und ein ungünstiger Blick ihm mißgönnend bewacht?"

„Sei ruhig," beschwor sie der Greis, „ich kenne Georg. Er hat sein Wort gegeben. Kein Gefühl wird ihn je bestimmen, es zu brechen.

„Georg soll meine Wahl achten," rief Agnes flammend, „oder ich vergelte Haß mit Haß."

Der Alte sah sein Kind an. Wie? auch ihr sanftes Gleichmaß war erschüttert? auch ihre Seele vom Sturm erfaßt? Wie war diese Erregtheit ihrem früheren Wesen so unähnlich!

Am späten Abend, als Georg sich endlich aus dem Tumult der Straßen, der wieder wie am Tage zuvor mit bedrohlichem Gebahren sich um's königliche Schloß

drängte, in den Frieden des väterlichen Hauses flüchtete, schickte der alte Lucanus seine Tochter alsbald zu Bett. Sogleich sah Georg darin die Vorbereitung zu einem Gespräch unter vier Augen.

Er war auf Bitten gefaßt, sich von den politischen Gamins fernzuhalten und lieber abzureisen, als das Haus Lucanus in Mitleidenschaft mit diesen beklagenswerthen Ereignissen zu ziehen. Aber die Bitte, die er hörte, lautete anders.

Sein Vater stellte ihm vor, daß er das Agnes gegebene Wort noch nicht ganz erfülle, wenn er ihr ein Vermögen schenke. Werth könne diese Schenkung erst erhalten durch Beweise, daß sie gern gegeben sei. Georg möge ruhigere Tage abwarten, um in solchen die Liebenswürdigkeit und den Charakterernst des jungen Volkingen schätzen zu lernen.

Georg hörte finster zu und sagte, daß Agnes morgen den Beweis erhalten solle, wie er ihr mit Vergnügen all sein Hab und Gut hingeben werde.

Seufzend ergab sich der Greis. Er fühlte, daß er nichts, gar nichts erreicht hatte, als den Vorsatz bei Georg, irgend einen überflüssigen, unbedachten, ja theatralischen Großmuthsact in Scene zu setzen.

Am andern Vormittag sah man nichts von Georg. Karsten, der vor dem jungen Herrn einen fast fanatischen

Respect hatte, berichtete, daß dieser mit einer Mappe voller Papiere am frühen Morgen ausgegangen sei.

„Was hat er vor? Was wird er thun? So fragte sich Agnes den ganzen Morgen. Sie schrieb dem Verlobten einen kurzen, sorgenbewegten Brief, empfing von ihm einige sehnsuchtsvolle Zeilen und versuchte ihre Hoffnungen gläubig aufzurichten.

Erst in der Abenddämmerung kehrte Georg heim.

„Verzeiht," sagte er kurz, „zu eigenen Geschäften gesellten sich nothwendige Berathungen mit politischen Freunden."

„Wie stehn die Sachen?" fragte Lucanus.

„Sehr gut. Der König — wie wir aus sicherster Quelle wissen — hat sich entschlossen, dem Volke die ersehnte Verfassung zu geben. Morgen, so heißt es, soll sie verkündigt werden."

Gott sei Dank," sagte der Greis aus tiefstem Herzen. Sein Blick ging zum alten Fritz empor, und er fügte hinzu: „So braucht Preußen nicht vor Dir zu erröthen!"

„Kann ich einen Trunk Wein bekommen?" fragte Georg.

„Sogleich," sagte Agnes und ging hinaus.

Als sie mit dem Brett, auf dem Flasche und Glas stand, durch die beiden vorderen Zimmer in das letzte,

das des Greises, zurückkehren wollte, fand sie Georg schon im mittleren Gemache vor.

Es war noch hell genug, um jede Miene in seinem Gesicht zu lesen. Er stand nahe am Fenster und hielt ein großes Blatt Papier — ein Actenstück offenbar — in der Hand.

„Komm her," sagte er mit unsicherer Stimme, „ich will Dir etwas zeigen."

Erzitternd setzte Agnes ihre Bürde auf den Tisch nieder und trat zu ihm.

„Hier," sprach er, mit dem Zeigefinger den geschriebenen Zeilen nachdeutend, „hier steht es: Ich, Georg Lucanus, trete an Agnes Lucanus, Tochter des Professors Adalbert Lucanus, die Hälfte desjenigen Vermögens ab, über welches ich heute schon frei verfüge. Ohne alle Vorbehalte erkläre ich sie damit zur Eigenthümerin von einmalhunderttausend Thalern. Ferner soll sie zur Hälfte an dem Vermögenstheil participiren, welcher noch an mich fällt nach dem Tode des Professors Lucanus. Auch bestimme ich, daß Agnes Lucanus im Fall meines Todes meine alleinige Erbin sei. — Bist Du zufrieden?

Agnes trat zurück.

„Es ist zu viel!" stammelte sie, Schritt um Schritt zurückweichend, während Georg ihr erregt folgte. Endlich

stand sie mit dem Rücken gegen den Secretär, und Georg stand vor ihr, so nah, daß ihr bangte.

„Zu viel? — für Dich! — Das Geld ist nichts. Ja, wenn Du bei uns bleiben wolltest! Dann könnte ich Dir mein Leben geben. Das wäre mehr," sagte er heiß.

„O Georg — Du bist so sonderbar," stotterte Agnes, „ich sehe, daß Du mich wohl lieb hast. Und doch — Deine Schenkung ist so tödtlich kalt. Du hast mich darin nicht einmal ‚Schwester' genannt!"

„Ich konnte nicht — ich dachte nicht daran," sagte er, nach Gründen dafür suchend, um sich und ihr diesen Umstand zu erklären.

Sie blickten sich an. Nicht fremd, nicht feindlich, auch nicht liebevoll, sondern erstaunt, wie man ein unlösbares Räthsel ansieht.

„Wie ungewohnt," dachte Agnes, „ist dem Herzen dieses Mannes die Geschwisterliebe. Er will mir Alles geben, selbst sein Leben, und mißgönnt mir doch den, der mein Glück ist."

Aber wie doppelt groß und selbstlos erschien dann seine verschwenderische Handlung.

In aufwallendem Dankesgefühl für diese schlang Agnes ihre Arme um Georgs Hals und küßte seinen Mund.

Ein himmlischer Schrecken durchbebte ihn. Wild wie ein Löwe, der seinem Kerker entspringt, fühlte er's durch seine Adern tosen. Er preßte das Mädchen an sich, er bedeckte ihr Gesicht, ihre Schultern, ihre Hände mit wahnsinnigen Küssen.

„Bruder!" schrie sie auf.

Da taumelte er zurück.

„Agnes!" stöhnte er. Und lauter, immer lauter, wilder: „Agnes — Agnes!"

Sie aber floh entsetzt, wie vor dem Ueberfall eines Verbrechers hinaus und hinauf in die Sicherheit ihrer Mädchenstube.

Der große Mann saß, zusammengesunken wie ein Verzweifelter, auf dem Stuhl am Fenster und barg sein blondes Haupt in den Armen auf der Fensterbank. Fieberkälte schüttelte ihn. Seine Knie waren lahm. Mehrmals versuchte er aufzustehen, ehe sie ihn endlich in das stille, dunkle Gemach des Greises trugen.

„Vater," sagte er hohl, „Vater, wachst Du?"

„Ja, ja," sprach der Alte, aus dem Halbschlummer auffahrend.

Georg schritt zu ihm hin, schwer und tappend wie ein Blinder.

„Vater," sagte er heiser, „diese Zeit, die stürmend Alles umwälzt, was der blinden Gewohnheit recht und

heilig schien, diese Zeit hat in mir ein Ungeheures geboren."

„Mein Sohn!" rief der alte Lucanus tief geängstigt durch diesen Ton voll Verzweiflung. „Du kannst Irrthümer, aber kein Verbrechen begehen. Was ist Dir?"

„Verbrechen? Kein Verbrechen!" sprach der fiebernde Mann nach; „o nein, es gab ferne, sagenhafte Tage, wo das, was ich fühle, kein Verbrechen war."

Plötzlich wandelten sich ihm die Todesschauer in lodernde Gluthen.

„Wir sind Knechte der Gewöhnung! Und soll ich's nicht als ein Mahnen erfassen, daß nicht nur freie Staatsbürger, daß auch freie Menschen wieder erstehen müssen? Wenn die Kirche mich glauben machen will, daß jenes Menschenpaar im Paradiese das erste seiner Art war, so kann sie mir nicht verbieten, was sie den Kindern jenes Paares nacherzählt. Ich will die Welt zwingen, zu fühlen, daß es kein Verbrechen ist!"

Die Phantasien, die unverständlichen, seines Sohnes, erdrückten den armen Greis. Sein Gesicht suchte vergebens irgend einen Sinn in diesen wilden Ausrufen.

„Mein Sohn," sagte er mit seiner schwachen Stimme, „sei deutlicher. Was hast Du?"

Hart, grausam, von einer bösartigen Wollust an dem Entsetzlichen erfüllt, sprach Georg:

„Ich liebe meine Schwester.“

„Georg!“ schrie der Greis.

„Und jeder Blutstropfen in mir ist erfüllt von dem Begehren, sie ganz zu besitzen,“ fuhr der schreckliche Mann fort.

„Georg!“ tönte es noch einmal verhallend. Dann eine lange, fürchterliche Pause.

In diese hinein hob sich wieder die leise Stimme, die jetzt hohl und mühsam wie aus der Brust eines Sterbenden zu kommen schien. Sie sprach zu dem erstarrt dastehenden Manne, dessen große Gestalt gleich einem dunklen Koloß in die tiefe Dämmerung ragte.

„Ich muß Dir das Unerwartetste sagen, mein Georg. Agnes ist nicht Deine Schwester — Du bist nicht mein Sohn.“

„Vater!“

Der Greis hörte es wohl — es war ein wilder Jubelschrei. Ein wunderliches Lächeln ging über sein Gesicht. Georg jubelte über die Kunde, daß der geliebte Greis nicht sein Vater sei — vor wenig Tagen noch hätte dieselbe Kunde ihn getroffen wie ein Donnerschlag. Wie grausam, wie barbarisch die Begehrlichkeit nach einem Weibe einen Mann machen kann gegen Alles, was ihm so lange ein Heiligthum gewesen ist! Die Rücksichtslosigkeit der Natur erscheint als dämonische

Tücke eines Teufels, wenn ihr Zweck die Zerstörung einer Menschenexistenz ist; sie erscheint als geheimnißvolle Erhabenheit, wenn ihr schöpferischer Zweck die Vereinigung zweier Wesen ist, die sich für einander bestimmt fühlen!

Während dieser Gedanken des Vaters hatte Georg sein fassungsloses Entzücken soweit gesammelt, daß Fragen nach den Thatsachen der Vergangenheit seinem Munde entstürzten.

„So war meine Mutter nicht Dein Weib? Oder ich war nicht der Sohn Deiner Gattin? Wie geschah Alles? Und Agnes? Sie ist doch Dein Kind? Ich entsinne mich des Tags, da sie geboren wurde. O, ich beschwöre Dich — hast Du unwiderlegliche Beweise?"

„Dort, in meinem Schreibtisch."

Mit zitternden Händen schlug Georg im Feuerzeug den zündenden Funken, machte Licht und zerrte die Schieblade aus dem Schreibtisch, daß sie heraus und zu Boden fiel. Zahllose Papiere verstreuten sich. Er kniete nieder und suchte darin umher. Dazu warf das Wachslicht vom Schreibtisch einen flackernden Schein auf den blonden Männerkopf und den gebückt sitzenden Greis.

„Deine Mutter war zweimal vermählt. Du bist der Sohn ihres ersten Gatten. Sieh — das gelbe

große Document — das muß ihr Trauschein sein; darin wird der Todtenschein des von ihr so tiefgehaßten Mannes liegen; auch Dein Taufzeugniß; hast Du?"

Sie sahen zusammen hinein, der noch knieende junge Mann und der Greis, der in diesem Augenblick von nichts so sehr beschäftigt schien, als von der Sorge, den Inhalt seiner Schieblade wieder in die gewohnte Ordnung kommen zu sehen.

„Räume mir ja Alles genau wieder ein! Siehst Du, da steht es. Du bist jenes Mannes Sohn. Die Familie Deiner Mutter hatte sie ihm verkauft, obschon die Aermste mich liebte. Als Du ein Jahr alt warst, erlöste der Tod des lasterhaften Mannes sie von allen Leiden. Sie theilte sich mit Dir in den Reichthum, der sie bis dahin so elend gemacht hatte. Nichts stand nun unserer Verbindung im Wege, wir heiratheten sofort nach Ablauf der Trauerzeit. Das Document mit dem blauen Bande . . . o vorsichtig, vorsichtig, in dem Kästchen ist eine Locke Deiner Mutter! . . . gieb das Document."

Der Greis sah mit peinlicher Genauigkeit auf Georgs Hände, die ihm zu hastig zwischen den Papieren wühlten.

„Dies ist unser Trauschein. Aber Deine Mutter wollte nicht, daß Du den Namen jenes Mannes tragen

solltest. In Zwang und Haß hatte sie Dich empfangen müssen; geistig solltest Du mein Sohn werden — auch bürgerlich. Ich adoptirte Dich — da, lies selbst. Und ich habe meinem sterbenden Weibe geschworen, Dir nur in äußerster Noth Deine Abkunft zu enthüllen. Und jetzt war die Stunde gekommen."

Selige Schauer durchfieberten den jungen Mann. „Agnes — mein! mein!"

Das Dasein Volkingens war ganz aus seinem Gedächtniß geschwunden.

„Bin ich Dir ein wahrer Vater gewesen?" fragte der Greis weich.

Da übermannte es Georg. Er umschlang den Greis und weinte Dankesthränen an seinem Herzen. Die himmlische Geduld, die über dem Uebermuth seiner Jugend gewacht hatte, die verzeihende Liebe für begangene Thorheiten, der unfaßbare Schatz geistigen Lebens — Alles, Alles, was er von diesem Vater empfangen, erstand in dieser Stunde riesengroß vor ihm.

„Mehr als Vater! Der Schöpfer meiner Seele!"

„Also ich soll der Schöpfer und Verantwortliche sein für den Sturm in diesem Kopfe?" fragte zärtlich der Alte, indem er zugleich das Haupt schüttelte. „Und doch, aus der Saat der Philosophie geht die Ernte der Revolution hervor, wenn die Zeit dazu den Boden düngt."

„Merkwürdig," dachte Georg, „ist das nun die Armuth oder der Reichthum des Alters? selbst das persönliche, unsere ganze kleine Familie umwälzende Geschick seiner Kinder läßt die Augen des Greises so klar, daß er immer nach ewigen Wahrheiten sucht. Nein, wahrlich — in seinem Haupte stürmt es nicht mehr!"

„Und was denkt mein Sohn nun zu beginnen?" fragte Lucanus.

„Zu ihr — zu ihr — um sie in meinen Armen zu halten, wenn diese Erschütterung sie zu Boden schlägt," rief Georg.

„Soll ich ihr nicht die Wahrheit sagen? Soll sie ihr überhaupt gesagt werden? Dir konnte ich sie nicht vorenthalten, damit Deine Seele nicht von der schweren Last vermeintlicher Todsünde erdrückt würde. Aber Agnes? Sie liebt und wird geliebt! Eine Braut kannst Du Dir in ihr nicht erringen. Erhalte Dir denn die Schwester."

„Ich — sie nicht erringen?" brach Georg aus, während das Bewußtsein weltstürmenden Muthes kraftvoll in seinen Adern schwoll. „Ich — schweigend verzichten? Nein, das kann Georg Lucanus nicht."

„Wirf in den Frieden ihrer Seele nicht den Brand des Zweifels an ihren eigenen Gefühlen," mahnte der Greis.

„Nein, keine Zweifel, sondern die Gewißheit, daß das, was ich empfinde, was sich ihr durch mich offenbaren wird, die Götterlust der Liebe ist, und daß ihr schwächliches Empfinden für diesen Volkingen nur laue Freundschaft war!"

„Ringt Eure Kämpfe denn selbander aus. Ihr seid jung — Ihr steht noch in Waffen gegen die Entsagungen des Lebens. Das ist Euer Jugendrecht! Holt Euch Wunden oder Kronen. Eines Tages werdet Ihr ihn doch zurückgelegt haben, den weiten, weiten Weg, der noch von Euch zu mir ist," sprach der Alte vor sich hin.

Georg durchstürmte das Haus. Er fand von Agnes keine Spur, und ihr Mädchenstübchen war verschlossen.

Den ungestümen Schreckensgedanken, daß sie entflohen sein könnte, beschwichtigte die Meldung des biederen Karsten, Fräulein Agnes habe sich eingeschlossen und gesagt, man solle erst dann nach ihr rufen, wenn der Herr Lieutenant kämen.

Er — immer er! Aber ruhig — Agnes wußte ja noch nicht . . . was Wunder, daß ihre Gedanken sich noch an das alte Phantom klammerten!

Es ward Mittag des anderen Tages, ehe Agnes wieder herabstieg aus ihrer abgeschlossenen Klause.

Sie fand den Vater und den Bruder am Mittagstische ihrer harrend. Und der Erste zeigte zu ihrem Erstaunen gar keine Neugier nach dem Grund ihres befremdeten Benehmens.

Dem Auge Georgs wagte sie nicht zu begegnen; ihre Wange erblaßte, als sie die ersten Worte aus jenem Munde vernahm, der sie geküßt mit so entsetzensvoller Gluth. Und diese Gluth hatte eine Flamme in ihr entzündet — eine Flamme . . .

Mit inbrünstiger Seele hatte sie zu Gott um Frieden gefleht. Aber dieser Friede war nicht gekommen, und eine verzehrende, unbestimmte Sehnsucht brannte in ihren Nerven.

Die Welt schien ihr dem Untergange nahe zu sein. Das Schrecklichste hätte sich begeben können — Agnes hätte nicht gestaunt.

Aber in dieser Stimmung dem Zwange der Alltäglichkeit zu gehorchen und mit den Anderen zu speisen, als sei die Welt, wie sie gestern und vorgestern gewesen, das war ihr nicht möglich.

Sie stand vom Tische auf, schroff, wie Jemand, der sich einer Unmöglichkeit ergiebt.

Schon war Georg neben ihr.

„Agnes," sagte er mit möglichst ruhiger Stimme, „Du hättest das erlösende Wort schon gestern hören können."

Es war, als läge alle ihre Qual offen vor ihm, und er tastete ruhig in Gegenwart des Vaters daran!

„Ein erlösendes Wort?“ Ihr Blick irrte bei dieser Frage hülfesuchend seitwärts zu dem Vater. Auch Georg sah zu ihm hin. In seiner Gegenwart, so schweigend sie war, fanden sie doch Beide Halt.

„Ja — dies! Dein Vater gab mir seinen Namen, seine Liebe — aber sein Blut gab er mir nicht. Ich bin nicht Dein Bruder,“ sagte er langsam, mit einer Fassung, die den Greis fast ängstigte, denn sie war für Georgs Art nicht natürlich.

Agnes blieb stumm. Ihr Auge wurde weit und dunkel, ihr Gesicht blaß wie der Tod. Ihre Hände sanken ihr am Leibe nieder, und alles Leben in ihr schien auszusetzen.

Georg sank zu ihren Füßen nieder. Er drückte sein Haupt gegen ihr Gewand, umschlang ihre Knie und rief:

„Ich liebe Dich, Du mußt die Meine sein.“

Sie sah entgeistert zu ihm nieder.

Das war nicht ihr Bruder, das war ihr ein Mann, wie Volkingen, mit dem Rechte der Natur, sie liebend zu umwerben? . . . Und diese stammelnden Lippen hatten brennend auf den ihren geruht . . . so brennend, wie sie nicht gewähnt, daß Mensch am Menschen sich

entflammen könne . . . und doch . . . so, von solcher himmelsstürmenden Liebe hatte sie geträumt . . . solche Wunder von dem Augenblick ersehnt, wo Willibald ihr sagen würde: ich liebe Dich!

So war das, was ihn und sie zusammengeführt hatte, nur mattes Wiederspiel einer mächtigeren Wirklichkeit gewesen, die sich ihr hier, aus Georgs lodernden Augen offenbarte?

Aber in jener Abendstunde des bangen Abschieds von drei Tagen, als Volkingen von ihr ging, da war es doch wie ein Wunder über sie gekommen. Da schien es doch, als ob eine große Flamme in ihrem Herzen emporschlüge und Willibald umloderte. Lähmendes Entsetzen erfaßte sie. Es kam ihr, als sei es nicht Willibald, als sei es Georg gewesen, den sie da geküßt. War denn Alles Betrug?

„Ich werde Volkingens Weib. Ich — ich — liebe ihn," sagte sie tonlos.

Georg sprang empor. Eine jähe, furchtbare Veränderung ging in dem muthvollen Männergesicht vor. Alle höhere Schönheit, die eine großmüthige, stolze und feurige Seele darauf gemalt hatte entfloh, und ein Zorn ohne Maß, eine Wuth ohne Schranken zerstörte die Menschlichkeit der Züge.

Aber noch ehe dem halbgeöffneten Mund ein Ausruf des wahnsinnigsten Schmerzes sich entrang, störte der Lärm der Außenwelt die Beiden aus der Entrücktheit der Leidenschaft auf.

Die Thür ward aufgerissen. Zwei Männer, Nachbarn des alten Lucanus, stürmten fast herein, Karsten folgte ihnen auf dem Fuße. Die Männer, Bürger in mittleren Jahren, mit Gesichtern, die sonst das Gepräge pedantischer Wichtigkeit haben mochten, die aber jetzt erhitzt glühten, hielten jeder ein Blatt in der Hand.

„Das Neueste, das Neueste!" rief der Eine.

„Ein Extrablatt der Allgemeinen Zeitung," der Andere.

„Die Verfassung ist bewilligt," wieder der Erste.

„Lassen Sie mich doch erzählen," heftig der Andere.

Agnes sank auf den nächsten Stuhl. Die Erregung, nicht über das, was sie vielleicht hören sollte, was kommen könnte, nein, über den Inhalt der letztvergangenen Minuten hatte alle ihre Kraft gebrochen.

Georg athmete schwer. Sollte noch ein Wassersturz in das wogende Meer seiner Leidenschaft hineinschäumen?

„Was ist?" rief er und riß dem Einen das Blatt aus der Hand.

„Verkünde Du es," sagte Lucanus.

Und mit bebender, sich überstürzender Hast las Georg den Inhalt des Blattes vor, jedes Zwischenwort überschlagend, nur das Wesentliche heraushebend, als zähle er die Gipfel einer Bergkette.

„Beschleunigte Einberufung des Landtages — Erleichterungspläne — Verwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat — Vertretung der Völker beim Bundestag — allgemeine Wehrverfassung — Bundesfeldherr an der Spitze — Bundesflagge — Flotte — Bundesgericht — allgemeiner Zollverein — gleiches Maß, Gewicht, Münzsystem — am zweiten April Berathung des Landtages über die besondere Verfassung Preußens."

„Das heißt ein einiges Deutschland schaffen!" rief der Greis mit feuchten Augen. „Es lebe mein König!"

„Es lebe der König!" riefen die Nachbarn und Karsten.

„Und hier," las Georg sprungweise weiter, „hier ein vollständig ausgearbeitetes Preßgesetz — aber was ist das — die Herausgeber sollen Bürgschaftssummen hinterlegen — fremde Zeitungen sollen doch noch verboten werden können — Blendwerk, Blendwerk ist diese Preßfreiheit!"

Das Letzte hörten die Männer nicht.

„Auf, nach dem Schlosse, dem König zu danken!“ riefen sie.

„Halt,“ schrie Georg, „hört, lest: das ganze Ministerium hat unterschrieben. Lüge, Lüge! Wenn sie halten wollen, was sie hier verheißen, so logen sie uns gestern; und wenn sie gestern nach ihren Ueberzeugungen handelten, dann lügen sie heute. Traut den Verheißungen nicht!“

„Ach was,“ sagte der Aeltere von den Nachbarn, „der König wird die Minister schon der alten Verfassung nachschicken. Alles wird sich finden. Wenn der König es verspricht, glaube ich’s. Sein Wort ist mir ein Evangelium.“

„Herr Lucanus hat Recht . . . Vorsicht . . . Vorsicht . . . Sie sind wie eine Fahne im Winde, Herr Nachbar, Sie drehen sich, so wie’s von oben gnädig weht,“ eiferte der andere Nachbar.

Hierauf stritten sich die Beiden auf das Bitterste. Georg umarmte seinen Vater.

„Hüte mir Agnes und sprich für mich. Ich muß hinaus.“

„Zum König, zum König!“ schrie ein draußen vorüberziehender Volkshaufe.

„Zum König!“ riefen die in der Stube nach und drängten hinaus.

In der Thür wandte Georg sich noch einmal um. Sein Auge begegnete dem starren Blick der Geliebten. Er stürzte zu ihr zurück und preßte sie noch einmal mit wilder Inbrunst an sich.

Wie leblos entsank sie seinen Armen.

Draußen wuchs das jubelnde Geschrei. Hier im stillen Zimmer kniete ein hilfloser, zitternder Greis neben einem ohnmächtig daliegenden Mädchen.

„Meine Agnes," flüsterte er, ihr kaltes Gesicht streichelnd, „so hat er auch Dich umgeworfen, der Sturm der Zeit?"

* * *

Im Mittagssonnenschein drängten sich Tausende und aber Tausende vor dem königlichen Schlosse. Aus dem bunten Gewühl ragten die grauen, riesigen Mauern in schweigendem Ernst. Und zu Füßen zog sich um diese Mauer ein bunt und blank aufglitzernder Wall — ein Wall aus Soldatenleibern. Starke Abtheilungen von Gardetruppen standen in ehernem Ernst rings um das Schloß. Wie ein Meer nach dem Sturme, in unruhiger und doch nicht fortfluthender Bewegung, wogte die Menschenmenge zwischen Lustgarten und Schloß, drängte sich, von den Häuserwänden der Schloßfreiheit eingefaßt, der Stechbahn zu und staute von dort zurück

vor dem aus der Königsstadt und Alt-Cölln sich ergießenden Menschenstrom.

Tosender Lärm stieg in die Luft empor. Aus den Fenstern der Häuser der Schloßfreiheit und am Schloßplatz lagen mit dem Oberleibe Menschen, die ihr Geschrei dem Rufen derer da unten gesellten. Tausende schrien, die Herzen zersprengt von Dank- und Erlösungsgefühlen ein Hoch ihrem König; Tausende schrien im Fanatismus der Gier nach Empörung: „Militär fort!“ „nieder mit dem Ministerium!“ und wieder Tausende schrien, angesteckt von dem Fluidum der Erregung, ohne zu wissen, warum, oder aus Lust am Lärm.

„Der König! Der König!“

Dieser Ruf siegte schließlich über allen Lärm und ward das Losungswort der Massen. Die Hände hoben sich, die Gesichter wandten sich zum Balcon empor, und als die breiten Glasthüren, die von innen auf denselben führten, sich öffneten, ward das Geschrei zum infernalischen Jubelgetöse.

Der König und der Prinz von Preußen erschienen.

Der König, bleich und tief ergriffen, sprach. Man verstand ihn, obschon man kein Wort hörte. Er bestätigte mündlich, was er versprochen hatte.

Heiße Gelöbnisse erneuter Treue flammten ihm aus zahllosen Herzen entgegen, Männer weinten und um-

armten sich, Tücher wehten, stammelnde Lippen sprachen ungehörte Dankgebete.

Die Heiligkeit dieses Augenblickes erdrückte Alles. Es war, als wenn ein Engel des Friedens unsichtbar über den König und sein Volk schwebte, auf Beide den gleichen Segen ausgießend.

Stumm und geknickt stand Georg in der Menge. Seine Seele war erschüttert, sie war weich, sie war bereit, dem Königswort zu glauben. Das Hin- und Herdrängen der Menge hatte ihn so geschoben, daß er, der fast Alle überragte, den Truppen ziemlich nahe gegenüberstand.

Mit einem Mal fiel sein Auge auf Volkingen, der mit gezogenem Degen, wie beim Parademarsch, vor der Front seiner Compagnie stand.

Die Erschütterung seiner Seele erstarrte in dem aufgährenden Haß. Der feierliche Augenblick verlor jede Bedeutung für ihn. Man hätte ihm in diesem Augenblick sagen können: Europa ist eine Republik, sei Du ihr Präsident — er hätte nicht darauf gehört!

Dieser da, in dem verhaßten Rock der Tyrannei, dieser da, einer von denen, die sich selbst jetzt zwischen das Herz des Monarchen uud das Volk stellten, dieser da hatte ihm das Weib geraubt, das er begehrte, wie er noch keines zuvor begehrt hatte!

Mit bebendrn Händen tastete er an seine Brust. Ja, da hinter dem grünen Tuche des Rockes stak das Terzerol . . . o, könnte er's auf dieses Haupt richten, das sich da unter der Pickelhaube so stolz hob!

In dieser schrecklichen Minute kam eine neue Bewegung in das Volk. An der Stechbahn waren Dragoner aufgeritten und drängten gegen die Massen. Der Ruf „Militär fort!" wurde wieder laut.

„Ja, fort, fort, fort!" schrie Georg besinnungslos und sah nur den einen Krieger, dem er Tod wünschte. Schon lag das Terzerol in seiner Hand, schon hob er es zielend.

Ein drängender Vorruck ging zugleich durch die Menge und traf auch Georg.

Ein Schuß krachte — ein Bürger sank getroffen nieder.

Wahnsinniges Geheul antwortete diesem Schuß. Gedankenschnell wandelte sich das Bild, und wo eben noch friedliche Geister versöhnend geschwebt, da flogen auf dunklen Fittichen jetzt die Furien des Aufruhrs umher.

Das Volk stürzte sich auf die Truppen. Diese machten von ihren Waffen Gebrauch.

Und wieder siegte ein Losungswort über den Höllenlärm.

„Baut Barrikaden!“

Durch die Straßen ergossen sich die Schaaren der Tobenden. Bange Bürger flohen in ihre Häuser und schlossen sie hinter sich. Aus anderen Hausthoren schleppte man Tonnen, Balken, Stühle. Von Straße zu Straße wälzte sich der Strom dieser Bauleute des Todes; in wenig Stunden waren über fünftausend Barricaden entstanden.

Der dumpfe Tritt aufziehender Militärcolonnen dröhnte in den Gassen wieder. Flintenschüsse knatterten. Hier wurden sie von den Dächern und aus den Fenstern der Häuser beantwortet, dort hatte man sich vor Schall und Schuß geschützt, indem man Fenster dicht verhängte, Thüren fest verrammelte.

Hinter den Baricaden, in den Gruben, die durch das Aufreißen des Straßenpflasters entstanden, saßen Knaben und gossen aus bleiernen Fenstereinfassungen Kugeln. Weiber schleppten siedendes Wasser und Steine herbei. Schwarzrothgoldene Fahnen wehten von der Höhe dieser Straßenwälle.

Die Schwester des Muthes, die Verzweiflung, focht mit auf den Schanzen, welche der Wahnwitz errichtet hatte.

Der Aufruhr klopfte auch an das Thor des alten Lucanus. Er brach ihm die Thür ein und schickte zeternde Weiber und polternde Männer in sein Haus.

Geräth verlangten sie, die Stühle vom Flur, die Wassertonne aus der Küche, den Handwagen vom Hof. Und Karsten schleppte herzu, was er fand. Sein Kopf brannte, um die Schulter trug er eine alte Flinte, die er auf dem Boden gefunden.

Da that sich die Stubenthür auf, und auf der Schwelle, die etwas über dem Flur erhöht war, erschien der alte Lucanus. Die Schwäche des Alters war von ihm gewichen.

„Hinaus," sagte er laut und heiser, „von meiner Habe sei kein Balken Euer!"

„Wir wollen am Cöllnischen Rathhause eine Barricade bauen," rief eine helle Stimme.

„Hinaus!" sagte der Greis noch einmal, „ich habe für meinen König gelebt, ihm treu will ich sterben."

Von der Majestät des Alters umwittert, von der Gewalt des Muthes über sie erhoben, stand der Greis da — die eben noch so Frechen senkten die Köpfe.

„Laßt den Alten," murmelte Einer, „es ist der alte Lucanus. Ehret sein weißes Haar."

Die unnatürlich aufgeflackerte Kraft des Greises fing schon an, der früheren Schwäche Platz zu machen.

„Es — es — lebe der König!" sagte er mit sinkender Stimme und wandte sich halb, um seinen Arm auf Agnes Schulter zu stützen. Die stand hinter ihm,

gelähmt von Entsetzen, gefaßt darauf, daß die nächste Minute ihr Tod sein könne.

Schweigend drängten sich die Menschen wieder hinaus, es fiel weder dem Alten noch Agnes auf, daß Karsten sich mit ihnen entfernte.

Nun war das Thor wieder geschlossen zwischen ihnen und dem Aufruhr draußen. Nun konnte sie sich wieder im Frieden ihres Hauses ausruhen.

Frieden? Ach, ruhelos durchwanderte das bleiche Mädchen die Räume. Jeder Flintenschuß, dessen dumpfer Nachhall bis hierher drang, schreckte ihr Herz.

Wenn der Eine ihn gegen den Anderen gerichtet hätte! wenn der Andere fiel — fiel . . .

Der ganze Kampf war für sie nur von zwei Männern geführt; aus allem Waffenlärm hörte sie nur die Stimme des Verlobten, aus allem Volksgeschrei die Stimme Georgs heraus.

Wenn sie einander begegneten? Wer von ihnen würde sein Leben lassen müssen? Und — schrecklichste Frage . . . wem sollte sie Tod, wem Leben erflehen?

Fieberschauer jagten durch ihre Pulse, wenn die Erinnerung an Georgs loderndes Werben sie überwältigt.

Das dumpfe Gefühl, daß sie durch irgend eine unerklärliche, unbeschreibliche Empfindung einen Treubruch

an Willibald begangen habe, brachte sie an den Rand der Verzweiflung.

Todesbange Sehnsucht ergriff sie.

Sprach der Greis ihr von Willibald, so lechzte ihr Herz darnach, daß er nach Georg rufen möge.

Und bangte ihn um diesen, dann schwoll in ihr Eifersucht für Willibald empor.

So verzehrte sie sich in wilder Angst, sich selbst ein peinigendes Räthsel.

Der Abend sank, die Nacht fiel hernieder. Ob es in der Stadt stiller und stiller geworden, ob die schlecht bewaffneten, disciplinlosen Schaaren ihre Barricaden schon längst an das rücksichtslos vorgehende Militär verloren haben, das konnten sie nicht ermessen. In ihrer Nähe, am Cöllnischen Rathhause tobte ein wüthender Kampf.

Leiber erschossener Soldaten und Offiziere wurden vorbei getragen, immer neue Truppen rückten an; die ganze Straße vom Schloßplatz bis zur Scharrnstraße war voll Militär. Unfern dem Hause des alten Lucanus standen quer über die Straße Kanonen. Jede Kartätschensalve die sich entlud, beantwortete Agnes mit einem Nothschrei zu Gott.

Und endlich rückte das Militär vor, der Kampf entfernte sich, die Barricade war gefallen.

Darüber aber drangen andere Töne zu ihnen, die vorher der nahe Schlachtenlärm verschlungen hatte. Glockengeläut stürmte durch die Nacht; vom Bodenfenster des Hauses sah man Feuerschein am Himmel.

Nun wagten sich auch Nachbarn über die Straße und brachten Berichte, daß es auf dem Alexanderplatz brenne, daß die Eisengießerei in Flammen stehe, daß man den Wagenschuppen des Geschützwesens angesteckt habe. —

Andere kamen später und erzählten, daß Bürger wie Soldaten mit Löwenmuth gefochten. Einige wußten Beispiele, daß Bruder gegen Bruder gekämpft habe.

Dann kam auch die Kunde, daß der Bischof Neander sich mit einer Deputation von Bürgern zum König begeben habe, um Worte des Friedens zu sprechen. Und Niemand wisse, wer den Befehl zum ersten Schuß gegeben habe, ob überhaupt ein Befehl ergangen, ja, wo der Schuß gefallen sei und von wem. Ein ungeheures Mißverständniß habe sich in dem größten und feierlichsten Augenblick todtbringend zwischen König und Volk geschoben!

Nur von Georg kam keine Kunde. Lebte er? Kämpfte er mit auf den Barricaden?

Auch diese Nacht, die schrecklichste, welche Berlin jemals gesehen, ging zu Ende. Morgens zwischen fünf

und sechs erlosch der Feuerschein, erstarben die Schüsse. Die Soldaten zogen in ihre Kasernen zurück.

Die Angst in dem Herzen des Mädchens war bis zum Wahnsinn gesteigert.

„Ich will ihn suchen!" rief sie und wußte selbst nicht, ob sie Georg oder Willibald meinte.

Keine Bitte des Greises vermochte etwas über sie; allein, ohne Schutz ließ sie ihn zurück und floh in die Straßen hinein, auf denen nach kurzer Pause ein neues Leben erwachte. Agnes irrte unter den Linden umher. Vor dem Palais des Prinzen von Preußen stand eine Menschenmenge und sah zu, wie ein Arbeiter daran schrieb „Nationaleigenthum". Das Zeughaus war geöffnet, Bürger strömten hinein und nahmen die vorher heftig geforderten und nun bewilligten Waffen in Empfang. Und nirgends eine Spur von ihm!

Ihre wankenden Füße trugen sie wieder in die Gegend des Schlosses zurück. Und da hemmten sie sich vor etwas Furchtbarem.

Auf offenen Bahren trug man Leichen heran.

Ein Schrei, eine gräßliche Ahnung — wenn er, er dazwischen wäre?

Sie lief, sie kam in das Gewühl, sie drängte sich hindurch, ihr Gewand ließ Fetzen, ihr Shawl ward ihr abgerissen. Weiter, weiter! Heran an diesen Zug des

Todes, der sich in langer, dichter Reihe in den Schloßhof hinein bewegt! Und da ist sie mit darin. Düster umschranken die vier hohen Mauern das traurige Schauspiel. Der graue Himmel blickt drohend herein. Stumm wühlt die Menge durcheinander.

Da — da — jenes blonde Lockenhaupt, jene große Gestalt, deren markige Linien sich unter der Tricolore abzeichnen, die sie bedeckt — —

Ihre Hände zerren an dem herabhängenden Fahnentuch. Ihre Augen sind verglast.

Dieser halbgeöffnete Mund ist es ja, der ihr noch gestern zuflüsterte: „Sei mein!" dieses blonde Haupt, aus dem ein rothes Brünnlein sickerte, hat besinnungslos vor Liebe gestern in ihrem Gewande geruht!

„Er ist mein — mein!" schreit sie und packt die Träger an den Armen.

Die achten nicht auf sie. Alle Gesichter wenden sich nach oben: der König und die Königin sind auf dem Balcon erschienen. Die Königin sinkt — die Herzen erstarren.

Da hebt sich ein Ton, ein frommer, kräftiger Ton. Eine rauhe Männerstimme singt:

„Ein' feste Burg ist unser Gott."

Der König entblößt sein Haupt vor dem Herrn aller Fürsten und aller Völker.

Und mächtig schwillt es empor zwischen den Mauern und steigt auf zum Himmel wie eine Bitte um Frieden:

„Ein' feste Burg ist unser Gott."

Tausende singen es, und Tausende sinken weinend in die Knie.

Da bittet das blasse Mädchen mit den feinen, zerfetzten Kleidern den blutbefleckten Studenten, der die Leiche des blonden Mannes mitträgt:

„Tragt ihn in mein Haus. Er hat mich sehr geliebt. Ich will bei ihm Todtenwacht halten."

* * *

Vor dem alten Lucanus standen vier Männer. Der Eine trug eine Blouse und ein Halstuch mit flatternden Enden, ein Bart zog sich ihm von Ohr zu Ohr unterm Kinn herum und umrahmte ein verbissenes Gesicht mit stechenden Augen ein. Zwei hatten ihre Cylinderhüte in der Hand, an denen schwarzrothgoldene Cocarden saßen, und trugen zu ihren braunen Tuchröcken lebhaft carrirte Westen. Den Vierten endlich verrieth der verschnürte schwarze Rock, und die viereckige Tuchmütze auf den glatten, langen Haaren als einen der Polen, die Tags zuvor aus dem Moabiter Gefängniß entlassen waren.

Zu diesen Vieren sprach der Greis. Er stand neben seinem Lehnstuhl, dessen sich die zitternde Linke als einer Stütze bediente; die Rechte hatte er abwehrend ausgestreckt.

„Nein," sagte er fest, „niemals! Das Leben meines Sohnes war eine Demonstration gegen die Ordnung. Er konnte mit diesem seinem Leben verfahren nach eigener Wahl, denn er war ein freier Mann und mir nicht anders unterthan als durch Liebe. Aber seine Leiche gehört mir. Der Todte soll nicht benutzt werden, um Demonstrationen fortzusetzen, die er selbst vielleicht nach diesen schrecklichen Tagen nicht mehr gebilligt hätte. Ich werde meinen Todten selbst begraben. Auf dem Gensdarmenmarkte soll sein Sarg nicht mit aufgestellt, nicht im traurigen Triumphzuge durch die Stadt getragen werden. Das sagt Denen, die Euch geschickt haben."

„Aber Herr Professor!" wagte der Eine mit dem braunen Tuchrock noch bittend einzuwerfen.

„Mein Entschluß ist unerschütterlich," schloß der Greis und winkte, daß man gehen möge.

In mürrischem Schweigen zogen sich die Männer zurück. Als sie durch das erste Zimmer gingen, traten sie leise auf.

Da stand, von Blüthen, Grün und Tricolore bedeckt, ein aufgebahrter Sarg. Und das Mädchen daneben hatte sein dunkles Haupt tief auf die gefalteten, auf dem Kopfende des Sarges ruhenden Hände gelegt.

Sie bemerkte nicht, daß Fremde vor ihr vorüberschritten, sie bemerkte nicht, daß Karsten hereinkam und mit seiner Linken einen Kranz auf den Sarg legte; die Rechte trug er im Verbande. Sie bemerkte auch nicht, daß die Thür sich langsam, sehr langsam aufthat und Jemand hereinkam, dessen liebes, junges Gesicht ihr früher so oft schon von der Schwelle her freudig entgegen geleuchtet hatte. Heute freilich sah es verfallen, fast scheu aus.

War es der angestrengte Dienst der letzten Tage, der Volkingens Gesicht so entfärbt und gealtert hatte? Und was zögerte er, sich zu Agnes Füßen zu werfen? Fünf lange, schreckliche Tage, fünf Tage, in denen das Ungeheuerste sich begeben, hatte er die Geliebte nicht gesehen.

Mit schweren Füßen ging er an den Sarg heran. Er stützte die Faust auf die Kante desselben, er suchte sein rasendes Herzklopfen zu überwältigen. Umsonst, die Pulse klopften ihm am Halse hinauf.

„Agnes!" sagte er endlich mühsam.

Die Stimme erweckte sie. Sie fuhr empor und schaudernd zurück.

Seine Arme öffneten sich.

„Nein,“ stammelte sie, „nein! Ich darf nicht! Ich bin Dir treulos gewesen. Dieser da war nicht mein Bruder, und in den Stunden des Kampfes hab’ ich mehr um ihn gebangt als um Dich! An seinen Kuß hab’ ich gedacht, nicht an den Deinen!“

Fieberflecke glühten ihr roth auf den Wangen.

„Nicht Dein Bruder!“

Er athmete tief auf.

„Nicht Dein Bruder!“ Und fast klang es aus seiner Stimme, als sei ihm das die höchste Glücksbotschaft.

„Hasse mich — ich bin auf Deinen Haß gefaßt,“ sprach sie heftig.

„Nicht Dein Bruder,“ wiederholte er wie träumend. Dann sagte er sanft. „Du fieberst, Geliebte, was auch immer dieser Mann Dir gewesen, ich glaube nicht, daß sein Andenken uns trennen wird. Doch Dein Vater soll der Richter sein zwischen diesem und uns!“

Er trat von Agnes hinweg und wandte sich dem Gemach des Greises zu.

Sie sank in ihre vorige Stellung zurück. Aber ihre Schmerzversunkenheit war zerstört; mit leidenschaft-

licher Sorge dachte sie, daß in diesen Minuten ihres Lebensgeschickes Würfel fielen.

Der Greis saß in seinem Stuhl und mühte sich umsonst ab, seine Decken in die gewohnte Ordnung und seinen Stuhl in die gehörige Tischnähe zu bringen. Er ächzte, und seine Stirn tropfte.

Ueber Willibald's Erscheinen zeigte er sich nicht so bewegt, wie dieser es nach solchen Ereignissen erwartet hatte.

„Wie gut, daß Du kommst. Ich armer alter Mann fühle jede Stunde, daß in solchen Zeiten schwache Greise zum Menschheitsplunder geworfen werden. Meine Knie frieren so — komm, stecke die Decke fest ein. Das arme Mädchen vergißt ihren Alten. Alles zeigt mir, daß ich jetzt besser in's Grab, als in die Welt passe."

Volkingen hockte nieder und wickelte den Greis ein. —

„Und doch," begann er, sich wieder erhebend, „ist Deine Gegenwart in der Welt noch unentbehrlich. Bei Dir ruht das Geschick Deiner Kinder. Du hast zu bestimmen über ihr Leben oder ihren Tod."

„Tod — o, das Wort hören wir immerfort. Meinen herrlichen Georg hab' ich hingegeben. Soll mir noch mehr geraubt werden? Diesen Verlust werde ich nicht mehr verwinden."

Volkingen senkte das Haupt. „Dann ist meine Sache hoffnungslos," sagte er leise.

„Euch soll mein Gram nicht verhindern, an Glück zu denken," sprach der Greis voll Milde. „Gerade in Eurem Glück wollen meine Augen noch die Verheißung einer besseren Zukunft sehen."

„Vater," rief der junge Offizier, „laß mich mein Herz vor Dir entfalten, wie ich Dir schon einmal an dieser Stelle von der Qual meines Innern sprach."

„Wie?" fragte der Greis aufmerkend, „ist es möglich, daß sich nach diesen Tagen noch der Zwist in Deinem Innern fortsetzen kann?"

„Nein!" fuhr Volkingen in höchster Leidenschaft fort, „diese Tage haben meinem Pflichtgefühl Bande von Eisen umgeschmiedet. Es kann durch keine Zweifel mehr zersprengt werden. Laß Dir erzählen: am Schlosse standen wir und bewachten unsern König. Vor uns wogte die Menge. Einmal war es mir, als sähe ich nah vor mir einen bekannten, blonden Kopf. Doch kann ich das nicht gewiß behaupten. Ein Schuß fiel, der teuflische Schuß, der die Menge zu wüthenden Tigern wandelte. In Gefechtsordnung rückten wir ab. Kämpfend kamen wir über die Straßen — Gerüchte drangen uns schon entgegen, daß man die Kasernen stürmen wolle, auch die Kaserne des Alexanderregimentes. Den Waffen-

vorrath unseres Regiments zu vertheidigen, stürmten wir vorwärts. Als unsere Compagnien ankamen, erlagen die in der Kaserne consignirt gewesenen Mannschaften schon dem rasenden Angriff einer überlegenen Menge, die nicht blos mit Waffen, die mit siedenden Oelgüssen, mit Schleudersteinen, mit Sandwürfen focht. Ich konnte nichts denken. Mein ganzer Mensch war die eine thatgewordene Empfindung: mit Gott für den König! Die Raserei hatte aus mir, wie aus den Leibern unserer Angreifer, jedes Erbarmen mit Menschlichem fortgefegt. Meine Nebenleute fielen, auf den Leichnam meines liebsten Kameraden sah ich ein entmenschtes Weib den Fuß setzen. Ich schoß das Weib nieder. Das Wuthgeheul der Aufrührer antwortete. Der betäubende Lärm der Schüsse, des Geschreis durchschallte die Straße. Vor Pulverdampf sah man kaum das Nächste. Schon wichen die Aufrührer zurück, schon schien ihr Muth zu erlahmen. Da erschien ein Mann auf der Barricade, seine mächtige Gestalt, sein donnernder Befehl entflammte Alle auf's Neue. Die Fahne in seiner Hand schwenkte sich. „Es lebe die Freiheit!“ rief er. Und da — da — wie ein Blitz durchfuhr es mich: dies ist nicht die Freiheit, dies ist eine schlimmere Tyrannei als aller Fürsten despotischer Wille; dies ist nicht der Weg zum deutschen Kaiserreiche, und diese, deren Blut ich vergieße, sind nicht meine

Brüder! Ihr Wahnsinn hat sie von mir geschieden. Und über das Knattern der Schüsse hinweg rief der Mann noch einmal: „Es lebe die Freiheit!“ Da schrie ich auf und zielte und schoß . . . und der Mann fiel vornüber von der Barricade hinein in unsere Reihen. That ich Recht, mein Vater? Oder bin ich ein Brudermörder?“

Mit flammendem Angesicht und keuchender Brust stand der junge Offizier vor dem Greis. Die Frage war nicht eine von den Fragen, die Antwort heischen. Man sah, sein ganzes Wesen war durchglüht von dem Bewußtsein, daß er nach einem furchtbaren, aber heiligen Rechte gehandelt hatte.

„Du hast in herber Nothwendigkeit Deine Pflicht gethan. Nicht Du, mein Sohn, bist für das Blut verantwortlich, das durch Deine Hand geflossen,“ sagte der alte Lucanus, mit dem Ernste eines Priesters auf der gefurchten Stirn.

„Und dieser Mann,“ sprach Volkingen, mit ausgebreiteten Armen vor dem Greise knieend, „dieser Mann war Dein Sohn!“

Der Greis legte sein Haupt zurück und schloß die Augen. Wie scharf auch der Blick des jungen Mannes sein Gesicht durchforschte, er konnte in den Zügen des Alten nicht lesen, was in dessen Seele vorging.

Willibald faltete seine Hände auf dem Knie des Greises. So verharrten sie lange.

Dann aber schlug der Greis die Augen auf. Der Abglanz einer höheren Welt war darin sichtbar.

„Du hast Größeres überwunden," sagte er leise, zu dem Bilde Friedrichs gewandt; „lehre Du mich gerecht sein."

Willibald wagte nicht zu athmen.

Der Greis legte ihm schwer die Hand auf die braunen Haare.

„Nicht Du bist für das Blut verantwortlich, das durch Deine Hand geflossen ist", wiederholte er feierlich.

Die Erregung des jungen Offiziers brach sich in Thränen Bahn.

Sie brauchten Beide lange Zeit, sich zu sammeln, dann sagte der Greis:

„Erschüttere nicht Agnes' Seele mit dieser Kunde. Ihr Wesen ist ohne das aus den Fugen. Der Sturm, der von ihm ausging, hat ihr alle Fassung geraubt."

Volkingen sprang auf.

„Ich dachte, daß ich meine Hand nicht mehr nach einem Weibe ausstrecken dürfe, dem ich verwandtes Blut vergossen. Ewigen Abschied zu nehmen, kam ich her. Heute Abend verlassen wir ohnedies, die letzten aller Truppen, die Stadt. Ein zu unbegreiflicher Befehl ist

ergangen, als daß ich zu wagen glaube, er komme direct, ohne Mißverständniß vom König. Nur die Bürger sollen ihn beschützen, alles Militär zieht ab! — Wer kann auf ein Morgen bauen! Und nun sagte mir Agnes ein Wort — der Todte war also nicht Blut von Deinem und ihrem Blute? Er war nicht ihr Bruder und nicht Dein Sohn? So darf ich noch hoffen — so wird niemals, niemals in Agnes Seele der fürchterliche Gedanke Wurzel fassen, ich sei ihres Bruders Mörder und sie selbst dieses Mörders Gattin?" So rief Volkingen.

Mit schmerzlichem Lächeln sagte der Greis:

„Wie doch die Jugend sich immer an die Form der Dinge hält und nicht das Wesen erkennt. Wenngleich Georg nur mein Adoptivsohn war, stand er meinem Herzen doch nahe wie ein leibliches Kind, und so ist mir sein Verlust unüberwindlich grausam zu tragen wie der eines Sohnes. Aber auch wenn er nicht durch Gewöhnung, wenn er von Natur mein gewesen wäre, dennoch hätte ich Dir gesagt: Du bist nicht der Verantwortliche für seinen Tod, nur der Arm des Gerichts bist Du, das er selbst sich heraufbeschworen."

„Wie kann ich mit diesem Bewußtsein neben Agnes hinleben!" rief Volkingen, von Jammer übermannt.

„Du weißt nicht Alles. Georg war in Liebe zu

ihr entbrannt. Da enthüllte ich ihnen, daß sie keine Geschwister seien. Sein Ungestüm glich immer dem Ungestüm stürzender Gebirgswasser, lärmend, schön und nutzlos! Dieses Ungestüm überfiel ihre keusche Seele, und versetzte sie in Aufruhr. Ich kann nur ahnen, was in ihr Alles erwachte. Schone sie, wenn Du das Gefäß ihrer Gedanken nicht überfüllen und zerstören willst."

Volkingen stand wie entgeistert. In solchen Gefahren war sein Glück gewesen? Seine Liebe hatte ihm Jener rauben wollen? Schonungslos dem schnell erwachten Gelüste folgend? Ebenso wild und rücksichtslos, der Rechte Anderer nicht achtend, wie nach der „Freiheit" und dem „einigen Vaterland", ebenso hatte er nach dem Weibe gestrebt, das nicht mehr mit freiem Herzen vor ihm stand?

„Das war Gottes Gericht!" sagte er dumpf.

„Wenn Du es so nennen willst — ja," sprach der Greis. „Für mich ist es der Geist der Geschichte, der sich auch im Einzelschicksal sein Recht verschafft."

„Nein," murmelte der junge Offizier vor sich hin, „nein, nicht noch schwerer soll ihr Frieden gestört werden. Dieser Wunsch giebt mir die Kraft, es ewig vor ihr zu verschweigen, daß er durch meine Hand fiel."

„Komm zu ihr."

Willibald hob den Alten fast aus dem Stuhl und führte ihn an seinem Arm in das Gemach, wo Agnes noch am Sarge stand.

„Sieh', mein Mädchen," sprach der Greis mit jenem Humor, der ein Gewand der Barmherzigkeit ist, „ich habe noch einen starken, festen, jungen Arm, an welchem ich noch ein gut Stück Leben sicher gehen kann."

„Meine Agnes!" rief Willibald schmerzlich.

Sie wandte das gramzerstörte Antlitz ihm zu.

„Vergiebst Du mir, daß ein Theil meines Herzens sich von Dir zu diesem wandte, daß er ihm ewig gehören wird?" fragte sie.

Er nahm die arme kalte Hand von dem düsteren Bett fort, darauf sie ruhte.

„Geliebte," sagte er mit thränenverschleierter Stimme, „das Wort Vergebung wird ein Höherer über uns Allen aussprechen, und wer sich ihrer bedürftig fühlt, der mag sich daran laben. Du und ich, wir wollen nicht mit einander abrechnen. Der Sturm hat unser Haus in Trümmer geworfen, der Baugrund aber ist nicht erschüttert. Wir wollen den Muth fassen, uns ein neues Leben und ein neues Glück aufzurichten."

Weinend lag sie an seiner Brust, in welcher, sie fühlte es trostreich, ein fester und unerschütterlicher Sinn

durch den Sturm sich durchgerungen hatte und zur vollen Reife gelangt war.

Die Augen des Greises waren feucht geworden.

„Und Du, mein Sohn,“ sagte er, „das Gesicht zum Sarge hinabneigend, „Du, mein stiller Schläfer, fahre wohl! Die flammenden Irrthümer dieser Zeit werden in Asche zerfallen, wie Du. Aber wie Deine Seele unsterblich ist, so ist auch ein Unsterbliches in der Bewegung dieser Zeit. Immer wieder wird es auferstehen, und ein Tag wird dennoch kommen, an dem Preußens König deutscher Kaiser ist. Und erst an diesem Tage wird der Geist des großen Friedrich Fürsten und Völkern vergeben, was sie gesündigt haben!“

Welcher?

Frau Eggestorff war todt. Sie hatte lange scheinbar gekränkelt, ohne rechten Glauben für ihr Leiden finden zu können, denn sie gehörte zu den Frauen, die gern klagen. Ihr Gatte hörte meist nur mit halbem Ohre hin; es war ihm stets lästig gewesen, in der knappen Zeit, welche er seiner Familie widmen konnte, noch mit Berichten über den Stand einer Krankheit belästigt zu werden, an deren Vorhandensein er gar nicht glaubte. Als Frau Eggestorff nun starb, sagte der Hausarzt mit einem Lächeln, welches wenig für die ernste Lage paßte, zur besten Freundin der Verstorbenen:

„Schade, daß die gute Frau ihren eigenen Tod nicht miterleben konnte, sie hätte sicher gesagt, wie sie oft zu sagen liebte: seht Ihr, daß ich doch Recht bekommen habe! Ja, ich glaube, wenn sie in ihren letzten Stunden noch geahnt, daß es zu Ende ging, hat der Gedanke etwas sehr Stärkendes für sie gehabt, daß sie ‚Recht' bekäme."

Die Freundin verwies dem Doctor seine schlechten Witze und erging sich in Klagen, daß die Verstorbene nie von den Ihrigen den Trost des Mitleids empfangen, ja, sie beschuldigte sich selbst, daß sie es an Mitleid habe fehlen lassen. Darauf tröstete der Doctor sie und sprach:

„Liebe Frau Hauptmann, unsere gute Alwine Eggestorff war ganz gesund, soweit eine Frau es sein kann, die innerlich — wie soll ich sagen? — unharmonisch, unstät, unfriedlich ist. Sie hatte ihre nervösen Schwächlichkeiten, die zu besiegen ihr die Willenskraft fehlte. Sie gefiel sich ein wenig in der Rolle der Unbefriedigten. Daher die Klagen. Alle ihre Organe waren gesund. Daß sie nun eine Lungenentzündung bekam, war ein Unglück, wie es auch Ihnen und mir, die wir nie klagen, heut zustoßen kann.“

„Also Alwine ist nicht an ihrem vermeintlichen chronischen Leiden hingegangen? Nicht ein solches hat sie verhindert, die Lungenentzündung zu überwinden?“ fragte die Freundin, welche mehr Befriedigung für ihr Gemüth darin gefunden hätte, der Todten noch nachträglich eine Märtyrerrolle zuertheilen zu dürfen.

„I bewahre. Es ist mit dem Tod, der ihr scheinbar Recht gegeben hat, wie mit so manchem Ereigniß: es paßt zufällig auf eine Vorahnung, und man macht nachträglich aus der Vorahnung ein berechtigtes Gefühl.“

Die Freundin dachte eine Weile nach. „Lassen wir aber den Mann bei dem Glauben, daß er der Frau durch Mißachtung ihrer Klagen Unrecht that. Er hat sich stets so wenig um sie bekümmert, daß ihm Reue nur ein heilsamer Anlaß werden kann, nunmehr wenigstens seinen Söhnen ein wahrer Vater zu werden."

„Ein jesuitischer Handel," sagte der Doctor mit derbem Lachen; „den überlaß ich Ihnen. Fragt der Mann mich, bekommt er die Wahrheit zu hören."

„Herr Commerzienrath Eggestorff ist nicht der Mann, zu fragen — so viel kommt der keinem Menschen entgegen," sprach die Frau und reichte dem Doctor die Hand zum Abschied.

Sie, die beste Freundin der Verstorbenen, blieb im Hause. Ihr Gatte hatte ihr das bewilligt, gleich ihr von Mitleid für die drei Knaben ergriffen, die der Mutter beraubt waren. Die beiden Knaben des Hauptmanns befanden sich schon im Kadettenhause. Die vereinsamte Frau hatte, seit sie von ihren Söhnen getrennt war, sich noch mehr als vordem den Eggestorffs angeschlossen. Seit die Krankheit der Frau Eggestorff die Wendung zum tödtlichen Ausgang genommen, war Mary von Löhnitz überhaupt nur noch für die Nacht in ihr eigenes Heim zurückgekehrt. Daß sie nun, wo die noch

unbeerdigte Leiche im Hause war, den verwaisten Knaben nahe blieb, verstand sich von selbst.

Beileidsbesuche wurden nicht angenommen. Der Commerzienrath blieb fast den ganzen Tag in seinem Zimmer. So brachte Frau Mary die Zeit damit hin, die eintreffenden Blumenspenden um das letzte Lager der Verblichenen zu ordnen und dazwischen die Knaben zu beschäftigen, welche in diesen Tagen der Schule fern blieben.

Es waren schöne Knaben, von überschäumender Wildheit gegen Jedermann, eingeschüchtert, sobald der Vater ihnen seine Gegenwart schenkte. Rupert, der Aelteste, war schon Primaner. Der Keim eines Schnurrbärtchens zierte seine Lippe, er trug vor seinen dunklen Augen einen Kneifer, ohne es gerade nöthig zu haben, hatte stets zerwühlte Locken und gefiel sich im Genialischen. Ein großer, schlanker, frühreifer Mensch, begann er schon das Leben zu kennen und natürlich zu kritisiren. Otto, der zweite, besuchte die Secunda und kämpfte gerade mit aller Ungrazie seiner Jahre. Er sprach mit rauhem Baß, hatte einen schlechten Teint und verachtete die Aeußerlichkeiten modischer und eleganter Kleidung, auf welche Rupert und der kleine Gustav so viel Werth legten. Gustav, Gusti oder „der Kleine“ genannt, war ein munterer Junge von einer unzerstör-

baren Lustigkeit, die selbst in diesen Tagen, wo im Hause nur gedämpfte Stimmen laut wurden, doch zuweilen durchbrach.

Schön waren sie alle Drei, sie hatten regelmäßige Züge und flammende Augen von unbestimmten, graubraunen Farbentönen, die bald dunkel wie die Nacht, bald hellschimmernd aussehen konnte. Gerade solche Augen hatte die Mutter gehabt.

Als die Stunde kam, wo der Sarg geschlossen werden sollte, klopfte Frau Mary an die Thür des Commerzienraths. Die Frau mit ihrem guten Gesicht, das nur ein wenig fad durch all die hellen Farben des Haares, der Augen und der Wangen war, stand so schüchtern da und horchte so bang dem verhallenden Ton ihres Klopfens nach, als wolle sie, einer Bettlerin gleich, eine persönliche Gnade erbitten. Jedermann im Hause wagte sich an den unnahbaren Herrn desselben nur mit Zagen. Auf die Freundin der Frau war diese hier in der Luft liegende Scheu auch unwillkürlich übergegangen.

Jetzt kam noch ein seltsames Schamgefühl hinzu. Sie, die gekommen war, den Gatten und die Söhne zusammenzurufen zu einem letzten Abschied von der Frau und Mutter, sie erbebte vor dem Gedanken, daß sie dem verschlossenen Mann Zeugin werden sollte in einer

Schmerzensstunde. Sie verstand recht gut, daß seiner heroischen Hoheit zartfühligste Keuschheit beigemengt war, und daß er doppelt leiden würde durch den Gedanken, Andere könnten ihn leiden sehen.

„Herein!“ rief seine Stimme.

Frau Mary steckte den Kopf durch die Thürspalte.

„Bitte — die Knaben warten im Wohnzimmer — sie sollen mit Ihnen, dacht' ich — einen letzten Blick — ein Abschiedsgebet — ehe —“

Sie sprach nicht weiter. Es klang ihr selbst zu hart, was sie sagen mußte.

„Ich komme gleich,“ rief er so hastig, als wolle er damit auch ihren etwa beabsichtigten Schritt über die Schwelle seines Zimmers hindern.

Frau Mary schloß die Thür und ging über den Corridor zurück in das Wohnzimmer, wo die Knaben, zwischen Kummer und Langerweile schwankend, umhersaßen. Sie setzte sich in eine Sophaecke, zog Gusti an sich heran und legte seinen Kopf gegen ihre Schulter. So warteten sie stumm.

Der Commerzienrath Hendrik Eggestorff saß noch viele Minuten lang vor seinem Schreibtisch, ehe er sich erhob, um dem Rufe zu folgen. So hatte er schon seit Stunden gesessen, unbeweglich, das Angesicht wie versteinert.

Er war ein Mann von bedeutender Erscheinung, das dunkle, leise mit weißem Schimmer untermengte Haar lag ihm noch voll über der Stirn, und unter dieser wohlgeformten, von Gedankenarbeit durchbildeten Stirn blitzten zwei gebieterische Augen. Das regelmäßige Untergesicht verhüllte ein Bart, der gleich dem Hauptthaar begann, sich mit hellem Schein zu durchwirken.

Vor ihm, auf der grünen Platte seines Diplomatenschreibtisches lag ein Haufen von Briefbündeln und Papieren — der Inhalt des Schreibtisches seiner Frau. Ihm war eingefallen, daß sie oft davon gesprochen hatte, wie sie ihren frühen Tod voraussehe und Bestimmungen getroffen habe über ihren persönlichen Nachlaß sowohl als auch über ihre Beerdigung.

Er hatte das stets ungeduldig belächelt, denn die Aeußerungen ihrer phantastischen Natur erschienen ihm meist so spielerisch, kindisch. Nun aber entsann er sich ihrer Worte, war bedacht, ihre Wünsche heilig zu halten, und hatte, da er nicht sofort eine Aufzeichnung der vermutheten Art fand, den gesammten Inhalt ihres Schreibtisches hierhergetragen. Denn ihr Schreibtisch stand im Salon, und ebenfalls im Salon war die Todte aufgebahrt — die stumme Zeugenschaft einer Verstorbenen scheuen auch starknervige Männer.

Wie säuberlich Alwine Alles geordnet hatte. Da waren einige Briefbündel von seiner eigenen Hand — alle umwunden mit je einem blauseidenen Band und mit Aufschriften versehen: „Hendriks Briefe an mich als Braut“. — „Briefe meines Mannes von seinen Reisen“. Er legte diese alle gleich bei Seite, um sie nachher zu verbrennen, denn es gelüstete ihn wenig, die Geschichte seiner Liebe und Ehe in seinen eigenen Briefen noch einmal nachzulesen. Ihm war sie ohnehin in diesen Stunden völlig gegenwärtig.

Ein sehr ernster Mann war er schon mit siebenundzwanzig Jahren gewesen; seine Studien hatten ihm keine Zeit gelassen, sich lachend der Jugend zu freuen. Aber einmal, in einer Zeit, da er nach Jahren der Ueberarbeitung für einige Monde ausspannen mußte, einmal war auch in seine Seele ein verführerisches Träumen gekommen. Er war müde und alt und sagte sich, daß man mit siebenundzwanzig Jahren so nicht fühlen dürfe. Zielsicher in Allem, verfolgte er damals auch unbeirrt den Zweck, rasch und völlig wieder zu gesunden. Er enthielt sich mit Consequenz der Arbeit. Und in dieser Lebensstille begegnete ihm sein späteres Weib zuerst.

Er entsann sich genau, wie gerade ihr sorglos heiteres Wesen ihn gefesselt, wie er den Gegensatz an=

staunte, den ihr Leben und Sein zu seinem Leben und Sein bildete. Sie war die einzige Tochter reicher Eltern, kannte die Worte: Arbeit, Pflicht, Streben nur vom Hörensagen und blühte, wie eine Blume, der des Gärtners höchste Fürsorge gilt. Sie war davon überzeugt, daß die Menschen nur zum Vergnügt- und Glücklichsein auf der Erde lebten.

Mußte ein solches Wesen an seiner Seite nicht wie ein beständiges Gegengewicht zu seinem schwerfälligen Charakter wirken? Konnte je wieder die Uebermüdung und Unfrische zur Arbeit über ihn kommen, wenn ein so lachendes Kind ihn in seinem Hause umschmeichelte?

Alwine hatte sich erst ein wenig vor dem ernsten Manne gefürchtet, von dem ihre Eltern und Alle sagten, daß er sehr bedeutend sei und noch einmal eine großartige Stellung einnehmen werde. Dann aber, als sie merkte, daß sie ihm wichtig wurde, dann spann sie sich in romantische Träume ein: wie schaurig interessant es sei, einen Gatten zu haben, neben dem man sich so klein fühlt und vor dessen Tyrannei man sich ein bischen fürchtet, in dessen Liebe man aber selig vergeht, wie irgend eine Jungfrau der griechischen Sage vor einem verkleideten Gott.

Die romantischen Träume, deren Inhalt sie dem Verlobten vorschwärmte, hatten aber ein anderes Gesicht,

als sie in die Wirklichkeit übersetzt wurden. Alwine wollte den ganzen Tag „tyrannisirt“ sein, sie wollte fortwährend allerhand Gefühlssensationen durch- und mit dem Gatten erleben. Arbeiten sollte er nicht mehr. Daß er sich mit heißem Ehrgeiz den vom Vater ererbten großindustriellen Werken widmete, daß er seinem Lande durch Erfindungen diente, daß er der Allgemeinheit nützte, das sah sie als ein ihr persönlich angethanes Unrecht an. Zwar hatte er gar nicht gewollt und gehofft, daß Alwine Theil an seinen Bestrebungen nähme, denn er war einer von den selbstherrlichen Männern, die im Weib keine Gefährtin, sondern in ihr nur Ruhe und Erholung suchen. Aber daß ihm anstatt dieser Klagen wurden, ermüdete ihn tief.

So waren beide unzufrieden: sie hatte gedacht, er solle mit ihr spielen, und er hatte erwartet, sie werde selbstlos wie der Sonnenschein durch sein Leben leuchten.

Ihre Unzufriedenheit begann sich eine Form zu suchen: sie redete sich und Andern ein, sie sei kränklich.

Er fuhr fort, sein Weib zu lieben. Vielleicht liebte er auch nur die Erinnerung an die einzige Frühlingsträumerei seiner Seele. Vielleicht, da er vor Allem sich selbst und sein Thun und Denken hochzuachten das Bedürfniß hatte, achtete er auch das Gefühl zu sehr, das

ihn einst zu seinem Weibe getrieben, um es je vor sich zu verleugnen.

Wie immer seine Neigung für die Frau an seiner Seite auch geartet sein mochte, er nahm und fand selten Gelegenheit, sie ihr zu zeigen. Er sah sich gar nicht begriffen, er sah, daß die großen Erfolge seiner Arbeit von ihr nicht aus bösem Willen, sondern aus kindischem Unverstand als etwas Nebensächliches angesehen wurden. Und wenn er eine kurze Zeit seinen Ehrgeiz beflügelt gefühlt hatte durch den Wunsch, ihr die stolzen Früchte seiner Thätigkeit zu Füßen legen zu können, so wandelte sich das treibende Motiv, als er einen Sohn besaß. Er selbst hatte sich, durch das Genie zum Fleiß, von jeher berufen gefühlt, eine erste Stellung einzunehmen. Sein Stolz trachtete darnach, daß seine Söhne noch höher steigen sollten, als er.

Ihre Jugenderziehung glaubte er der Mutter überlassen zu dürfen, und während er rastlos für die Zukunft der Knaben schaffte, sich kaum die Muße gönnte, sich der schönen Kinder zu erfreuen, rückten sie ihm unmerklich ferner und ferner.

Die Mutter lehrte, ohne zu ahnen, daß sie es that, die Knaben den Vater als den schreckensvollen Richter ansehen, vor dem man sich und Alles, was man that, verstecken müsse. Er merkte die Scheu der Knaben vor

ihm, und der Schmerz, den er empfand, machte, daß der Mann keusch noch tiefer seine Liebe zu ihnen verbarg.

Nein — es gelüstete Hendrik Eggestorff nicht, seine Briefe an seine Braut und Frau noch einmal zu lesen.

Andere Papiere waren noch da — der Mann warf die Bündel achtlos durcheinander. Er war nicht neugierig auf die Correspondenzen, die Alwine mit Verwandten und Freunden geführt. Endlich ein großer Bogen, vierfach zusammengefaltet — man sah ihm schon von außen an, daß er ein Dokument war

Dem Manne zitterten ein wenig die Finger. Er las:

„Ich bitte meinen Mann, wenn ich, wie mir ahnt, früh sterben sollte, alle meine persönliche Habe so zu vertheilen, wie ich hier aufgezeichnet. Ferner bitte ich ihn, mir auf mein Grab eine schwarze, abgebrochene Säule setzen zu lassen mit der Inschrift: Dem Auge fern, dem Herzen ewig nah. Ich möchte auch mit in den Sarg haben: die kleine goldene Kette, welche ich immer trug, ferner jenes Packet von Briefen, welches mit einem rothen Band umbunden ist und auf welchem steht ‚Nach meinem Tode unbesehen zu verbrennen'. Dies soll auch mit jenem Briefpacket geschehen, falls diese Aufzeichnung erst nach meiner Beerdigung gefunden werden, man mir also nichts mehr in den Sarg legen kann.

Ich bitte auch meinen Mann, nicht so streng gegen

die Knaben, meine Söhne, zu sein. Kinder brauchen Liebe. Sie lieben, ist mehr als für sie Reichthum sammeln."

Dann folgte ein Verzeichniß aller ihrer Schmucksachen, Kleider und Wäsche. Alle nahen Freunde und Verwandten bekamen aus dem reichen Vorrath ein Andenken, ein Brillantschmuck sollte zu Ringen und Knöpfen für die Knaben verarbeitet werden, Kleider und Wäsche gingen an die treuen Dienstboten.

Dem Mann waren die Augen naß geworden.

Das Alles war so echt Alwinesch. Es war sentimentale Ueberspanntheit und danach ein gutes, tiefes Wort zu Gunsten ihrer Kinder.

In diesem Augenblick wünschte er ihr noch sagen zu können, daß er seine Kinder wahrhaft und unaussprechlich liebe. Daß er fortan weniger arbeiten und mehr ihnen leben wolle.

Nun lag ihm also ob, ihre Wünsche zu erfüllen. Die Vertheilung der Sachen mochte Frau Mary übernehmen, wenn die Todte ihre Ruhe im Grabe gefunden. Jetzt galt es, nach dem Kettchen zu fragen und nach dem Briefpacket mit dem rothen Band zu suchen, um fromm den letzten Wunsch zu erfüllen.

Und wie die Hände des Mannes ein wenig unsicher umhertasteten zwischen den zahllosen Papieren,

kam ihnen ein halbes Briefblatt zwischen die Finger. Unwillkürlich fiel sein Auge darauf. Es war das Bruchstück eines Textes, der in einem Vorblatt und vielleicht in einigen weiteren Bogen Anfang und Schluß gehabt. Das abgerissene Stück eines Briefes.

„. . . Tennung von Dir wird mir fast unerträglich sein. Um so mehr, als ich Dich in so dürftiger Lage weiß. Denn was ist Reichthum, große Stellung Dir, die Du vor Allem zartfühlendes Verständniß für Dein poetisches Gemüth brauchst. Du darbst am nöthigsten. Ich durfte Dir es eine Zeitlang geben. Du wirst mich nie vergessen. Schreibe mir oft und auch Alles, was den holden Knaben betrifft. Ich werde . . .“

Nicht wie ein Blitzstrahl kam der Schrecken in des Mannes Seele, langsam und eisig breitete er sich aus über alle Nerven, bis sie wie in Lähmung erstarrten.

Wenn diese Zeilen an seine Frau gerichtet gewesen waren, so bedeuteten sie, daß seine Frau einen Andern geliebt hatte und von diesem wiedergeliebt worden war. —

Er saß unbeweglich. Eine dumpfe Gedankenlosigkeit umfing ihn. Sein Hirn nahm vergeblichen Anlauf, etwas klar zu stellen, die Gedankenreihen zerrannen.

Da ertönte das Pochen an der Thür, Frau Mary rief ihn zum letzten Abschiedsblick an die Todte.

Rief ihn zu dieser Todten, die ihn betrogen. Betrogen? Konnten die Zeilen nicht an ein anderes Weib gerichtet sein, als an Alwine? Gehörten sie irgend einer guten Freundin, die sie ihr nur anvertraut hatte? Wer war der Mann, der sie geschrieben? Und was hieß das: schreib' mir oft und auch oft von dem holden Knaben? Bezog sich das auf einen seiner drei Knaben? Seiner? Wirklich seiner? Auf welchen?

Schwerfällig erhob sich der Mann. Seine Hand tappte suchend zwischen den Papieren. Er vergaß nicht, daß er das rothumwundene Briefpacket suchen und in den Sarg legen sollte. Er fand es. Ein Zittern lief durch seine Gestalt. Scheu huscht sein Auge über die vielen, engverschnürten Blätter. Da und dort blitzten aus den Spalten Schriftzüge auf. Ihm schien, als seien es die gleichen wie auf dem Briefblatt. Vielleicht aber schien es nur so.

Einige Secunden lang haftete sein Blick auf dem „Testament" seiner Frau. Die Wünsche der Todten, die dort aufgezeichnet standen, schienen zu drohenden Befehlen emporzuwachsen. Gegen den Willen eines Todten giebt es keinen Anruf. Nicht einmal ein Kampf kam in die Seele des Mannes. Er hätte lieber sein Leben hingegeben, als in der Stille seines Zimmers eine Handlung begangen, die er für ehrlos hielt.

Er hatte vielleicht der Hingegangenen zu Unrecht vertraut gehabt, sie aber sollte ihm zu Recht vertrauen.

Mit eiserner Festigkeit umklammerte er das Briefpacket und schritt hinaus.

Hoch trug er das Haupt wie immer, aber seinen Zügen konnte er nicht gebieten, und sie waren verfallen. Unsicher mied auch sein Blick die Kinder, welche, an die Freundin geschmiegt, ihm folgten.

Sie traten Alle in den Salon. Es war sonst ein festlich heiterer Raum, groß und mit schönen Sachen angefüllt, die man aber jetzt aus der Mitte fortgeräumt und ausnahmslos an den Wänden aufgestellt hatte, so daß die gemüthliche Grazie entflohen und feierliche Steifheit eingekehrt war. Die großen Fenster hatte man verhängt, das Tageslicht drang nicht herein. Aber überall standen Kerzen, und über dem Sarg schwebte vom Plafond hernieder die Lichterkrone, deren Prismen Frau Mary mit Flor umwinden ließ. Das gelbe Licht der Kerzen schimmerte festlich und gab dem Angesicht der Todten scharfe Schatten und scharfe Helligkeiten.

Mit einem weißseidenen Gewand faltig umkleidet, lag sie da, in den zusammengelegten Händen trug sie einen Maiblumenstrauß. Ein heiterer Blumenkranz umzog die ganze Länge der Gestalt im Sarge und rings um den Katafalk häuften sich die Trauerkränze. Es

war ein süßlicher, betäubender Dunst im Raum, ein Gemisch von Blüthendüften, Kerzenqualm und Chlor.

Frau Mary trat mit den Knaben nahe heran. Rupert stand bleich, still und gefaßt da, Otto biß in sein Taschentuch, und seine Schultern zuckten wie die eines Menschen, der heftige Thränen niederschluckt. Gusti weinte laut und versteckte seinen Kopf in Frau Marys Kleiderfalten.

Sie wagte nicht den Mann anzublicken, der wie ein Bild von Stein zu Häupten neben dem Sarge stand.

Seine Blicke bohrten sich in das stille, weiße, stumme Gesicht. Seine ganze Seele erbebte unter der Wucht des ohnmächtigen Wunsches:

„Lebe! Sprich zu mir! Laß Dich nur Eins noch fragen!“

Das ewige Schweigen konnte auch der wildeste Wunsch nicht mehr brechen. Seine Menschenleidenschaft zerrann, wie Wellen an Felsen, an der Majestät des Todes.

Endlich regte der Mann sich. Seine Hand hob sich und legte bebend ein Bündel Briefe neben die Frau. Dann zog er seine Hand zurück, als habe sie Entsetzliches berührt.

Frau Mary sah sein Thun und sah die Briefe auf dem Gewand der Todten liegen. Leise und zart ordnete

sie die seidenen Falten so, daß die Briefe verdeckt wurden. Warum that sie so? Nur damit die nachher ihres rohen Amtes waltenden Handwerker nicht etwa das Packet sähen? Oder kannte sie den Inhalt und wollte ihn gleichsam in dieser Stunde noch mitverstecken?

Der Mann sah zu ihr hinüber. Aber es war nicht mehr sein großer, befehlshaberischer Blick von einst — es war ein zweifelnder, unsicherer Blick, halb von dem Wunsch bewegt, etwas zu erforschen, halb von der Sorge getrübt, daß man in ihm lesen könne.

Wenn ich sie fragte! dachte er, und ein Schauer durchrann ihn. Sein ganzer Mensch, der stolze, harte, verschlossene Mensch bäumte sich in ihm auf und schrie „nein!"

Sein Auge ging weiter — auf die Knaben. Wie sie alle der Mutter glichen. Und keiner ihm — keiner. Und welcher von diesen dreien war der „holde Knabe", von dem sie jenem Unbekannten hatte erzählen müssen.

Der Mann schüttelte sich.

Verfluchtes Phantom. Vielleicht doch nur ein Phantom, ein Nichts, ein falscher Schein.

„Bete, lieber Gusti, daß Mama den ewigen Frieden bei Gott finde!" sprach Frau Mary flüsternd.

Laut schluchzend faltete der Kleine die Hände. Die Andern thaten es ihm nach. Sie beteten schweigend,

oder vielmehr sie sahen mit unbestimmten Andachtsgefühlen auf ihre gefalteten Hände nieder.

Der Mann betete nicht mit. Bohrend stand sein Blick auf dem weißen Todtenangesicht.

Und dann legte Frau Mary noch ein letztes Sträußchen von Blumen auf die Brust der Abgeschiedenen, und die stumme Feier war zu Ende.

Die Knaben gingen hinaus, von dem Vater begleitet. Gusti klammerte sich fest an ihn, denn seine Trauer war sehr mit Furcht gemengt, Rupert glaubte als schon männlicher Sohn dem Vater durch eine stumme Umarmung sagen zu müssen: wir tragen das gleiche Leid, laß es uns stark tragen.

Allein Eggestorff schob sie von sich, mit ängstlicher Abwehr. Er ging in sein Zimmer, und man sah ihn erst am andern Morgen, als er mit untadliger Haltung der Gattin die letzte Ehre erwies und das Beileid der zahlreichen Menschen, die mit zum Grabe gingen, würdig hinnahm.

Wie immer ward die große Oede, die in das Haus gekommen, erst nach der Beerdigung ganz bemerkbar. Der Alltag rollte sein Räderwerk ab, es gab keine außerordentlichen Aufregungen, keine Pflichten gegen die Todte mehr. Die Knaben gingen wieder in die Schule — Rupert war im Abiturientenexamen — Herr Commer=

zienrath Eggestorff fuhr wieder jeden Morgen hinaus auf das Hüttenwerk. Dies, mit großen Gießereien verbunden, gehörte jetzt einer Actiengesellschaft, er aber war der Hauptleiter des einst allein von ihm begründeten Unternehmens geblieben.

Mittags fanden der Vater und die Söhne sich zusammen. Sie hielten seltsame Mahlzeiten mit einander. Der Vater gab sich Mühe, Antheilnahme und Liebe zu zeigen. Kinder indeß sind feinfühlige Menschen. Diese hier spürten nicht die Antheilnahme, sondern nur die Mühe.

Es schien fast, als habe der Vater ein vorher ausgedachtes Programm, nach welchem er fragte, sich heute besonders um Rupert, morgen um Otto oder Gusti bekümmerte. Er ließ sich die Arbeiten zeigen, und wenn er sie einsah, ward sein Blick oft zerstreut, man merkte, seine Gedanken schweiften ab, er las gar nicht, was die Knaben in ihre Bücher geschrieben.

Er sagte Mittags, daß sie Abends nach der Arbeit alle Drei sich in seiner Stube versammeln sollten, er wolle ihnen etwas vorlesen. Und kamen sie, so schien er ihre Anwesenheit als Pein zu empfinden und schickte sie bald wieder fort. Wollte Einer von den Dreien einen Freund besuchen, verweigerte der Vater die Erlaubniß unter dem hastig ausgesprochenen Wunsch, jetzt

seine Kinder stets bei sich zu haben, und doch schien er ihr Dasein im Hause oft ganz zu vergessen.

Rupert sprach sich zu Frau Mary aus. „Früher,“ sagte er, „war Papa uns so etwas wie ein Gott hinter Wolken, der ab und zu segnend oder donnernd hervortrat. Wir liebten ihn ein wenig und fürchteten ihn sehr. Jetzt, wo er uns soviel näher getreten ist — näher mein' ich nur, weil wir ihn öfters sehen — jetzt ist seine Liebe ein Zwang, dem man nicht entrinnen kann. Denken Sie doch, Tante Mary, ich fühle manchmal Furcht. Es ist, als ob Papa ganz und gar Besitz von mir ergriffen hätte, als ob ich selbst Nachts in meinem Zimmer nichts denken könne, was er mir nicht am andern Tag doch von der Stirn läse. Er nimmt mir alle innerliche Freiheit, von der äußeren gar nicht zu reden. Ich juble dem Tag entgegen, wo ich auf die Universität komme. Und doch könnte ich weinen vor Liebe und Kummer über Papa.“

„Ja,“ meinte Frau Mary kummervoll, „Dein Vater hat sich sehr verändert. Es ist etwas so Ungleiches über ihn gekommen. Der Tod Eurer lieben Mutter hat ihn schwerer ergriffen, als wohl ein Mensch für möglich hielt. Daß Ihr seine Liebe als Zwang empfindet, ist ganz natürlich. Ich habe schon mit meinem Mann davon gesprochen. Mein Mann ist ein Menschen-

kenner — ja das muß man ihm lassen — der sagt: Dein Vater sei in Allem herrisch und gewohnt, Menschen nach seinem Willen zu lenken. Nun sähe er vor Allem seine Söhne als seine fast leibeigenen Geschöpfe an."

Die Menschenkenntniß des Hauptmann von Löhnitz war dem jungen Rupert nicht so maßgebend, als sie Frau Mary erschien. Zweifelnd antwortete er:

„Tyrannei, von einem bedeutenden Manne geübt, finde ich fast natürlich. Ich glaube, ich würde auch gern herrschen mögen über Menschen und Geister. Aber das ist doch keine Tyrannei, wenn Vater manchmal die gröbsten Unarten durchgehen läßt. Neulich prügelten Otto und Gusti sich fürchterlich. Sie hauten sich blau und braun, und Gusti ist ja so heftig. Wie ein kleiner Panther ging er immer wieder auf Otto zu, und ihn beißend und schlagend, schrie er ihm die schrecklichsten Schimpfworte zu. Ich hatte schon dreimal gesagt ‚schämt Euch'. Aber sie hörten nicht und merkten auch nicht, daß Papa in der Thür erschien und zusah. Ich bekam solches Herzklopfen. Denn Papa machte ein schreckliches Gesicht — fast neugierig, fast freudig. Und mit einem Male fragte er: ‚Haßt Ihr Euch so?'" Als sie seine Stimme hörten, wurden sie still und zitterten vor Angst. Aber es gab keine Strafe. Papa ging still davon, worauf

die Beiden weiterprügelten, bis ich es nicht mehr aushalten konnte und Jedem eine 'runterhaute."

Diesem Vorfall gegenüber war auch Frau Marys Weisheit zu Ende.

Aber sie sprach mit ihrem Mann, und der Hauptmann von Löhnitz war ein selbstzufriedener Pedant. Er glaubte, daß die Harmonie der Seele und die Zufriedenheit des Lebens sich nach einem ganz einfachen Recept herstellen ließen. Ohne jemals selbst den geringsten inneren Conflicten ausgesetzt gewesen zu sein, konnte er garnicht begreifen, wie Andere sich mit „Stimmungen" zu plagen vermochten: „Als Mann und Charakter muß man sich in Alles zu schicken wissen," war seine Rede, wenn er andere Männer leiden sah. Nun beschloß er, sich des Commerzienraths „anzunehmen". Er war fest davon überzeugt, daß es seiner Weisheit gelingen werde, dem Mann alsbald gleichmäßig Fassung beizubringen.

So machte er sich denn auf den Weg. Durch die Straßen der westfälischen Fabrikstadt fegte der Frühlingswind und brachte die Rauchwolken von den Hüttenwerken mit herein in die Stadt. Russiger Staub und gasiger Dunst erfüllte die Luft. Die Sonne und der blaue Himmel standen in völligem Zwiespalt dazu. Der Hauptmann, welcher sich für einen großen Naturfreund hielt, machte eine lobende Selbstbetrachtung darüber, daß

er sich nun schon seit Jahren mit völliger Ruhe darein finde, in einer ihm unsympathischen Stadt und Gegend garnisonirt zu sein. Er stellte sich alle Reize vor, die ein anderer Aufenthalt ihm bieten könne, und bewies sich dann, daß er trotzdem keinen anderen begehre, weil er als Mann und Charakter sich in Alles zu schicken wisse. Hiernach war er in der richtigen Stimmung, dem Commerzienrath klar zu machen, daß er sich in den Verlust seiner Frau männlich finden müsse.

Die Begegnung der beiden Männer, die sich seit vielen Wochen nicht mehr gesehen, war höchst eigenthümlich. Ehedem hatte der Hauptmann den gewissen Respect in sich vor den Leistungen und dem Reichthum des Anderen nicht unterdrücken können uud war Eggestorff stets mit dem auch äußerlich bemerkbaren Gefühl der Unterordnung entgegengetreten.

In dem Augenblick, wo Jemand des Mitleids oder des tröstenden Zuspruchs benöthigt erscheint, verliert er an der Hoheit seiner Persönlichkeit. Es ist, als ob der Mensch, der groß bleiben will, vor seinen Mitmenschen nicht dem Leiden unterthan sein dürfe. Der Unverwundete erhebt sich über den Verwundeten und glaubt, des bloßen Umstandes wegen, daß zufällig er der Gesunde ist, den Anderen meistern, belehren und strafen zu dürfen.

Ohne es selbst zu ahnen, schlug der Hauptmann einen leutseligen Ton an. Und noch erstaunlicher: Eggestorff schien denselben nicht zu bemerken, oder ihn nicht als etwas Unnatürliches zu empfinden.

Die Männer saßen und rauchten, der Hauptmann in einer Sophaecke, Eggestorff ihm gegenüber in einem Lehnstuhl. Der Tisch mit den Rauchgeräthen war zwischen ihnen. Löhnitz war immer etwas förmlich, und er brauchte stets eine Viertelstunde, um sich häuslich und frei zu fühlen. Sein mageres bärtiges Gesicht hatte etwas Schwindsüchtiges, die Dürftigkeit der hohen Gestalt war durch die wohlgepolsterte Infanterie-Uniform versteckt. Seine braunen Augen hatten einen besonderen Blick, etwas zudringlich und sehr stetig. Nie schweifte dieser Blick hastig umher, er klebte sozusagen an den Gegenständen und verließ sie nicht eher, als bis er sie ganz und gar ergründet hatte. Jeder hält seine Sehweite für tief- und weitgehend. So glaubte auch der Hauptmann, daß er bis an die Grenze sähe und daß außerhalb seines Blickes nichts mehr läge.

„Sie haben, mein lieber Herr Commerzienrath, mein Haus seit vielen Wochen nicht betreten," hob er an, mit der Fragemiene eines Richters.

„Ich gestehe, daß es undankbar und unhöflich war, umsomehr, als Ihre liebe Frau bei dem Tode der

meinigen aufopferungsvoll sich uns widmete. Ich bin zu Niemanden gegangen und werde zu Niemandem gehen. Allein Ihr Haus mußte eine Ausnahme für mich sein," sagte Eggestorff, indem er vor sich hinsah und der zahllosen Stunden gedachte, wo es ihn hintrieb zu der Frau, die allein vielleicht von allen Sterblichen ihm das Geheimniß jenes Briefblattes enthüllen konnte und wo immer wieder die grauenvolle Neugier besiegt worden war von der schaudernden Abneigung, sich zu offenbaren.

Der Angeklagte hatte ihm etwas zugegeben — Löhnitz war zufrieden und fuhr ermahnend fort:

„So hoffen wir denn, Mary und ich, daß sie fortan oft Ihre Abende bei uns zubringen werden. Das beständige Zuhausesein thut nicht gut. Ein Mann, der soviel arbeitet, braucht das Gegengewicht gemüthvoller Mußestunden. Ihre liebe Frau kann Ihnen solche nicht mehr bereiten. Es ist hart, sehr hart für Sie, die verständnißinnige Gefährtin Ihres Leben verloren zu haben. Allein ein Charakter muß sich zu schicken wissen. Sie sind es sich, Ihren Kindern und Ihren Unternehmungen schuldig, sich wieder dem Leben zuzuwenden, ja, das sind Sie!"

Eggestorff saß zurückgelehnt, ein Bein über das andere geschlagen und besah seine Fingernägel. Dabei dachte er erstaunt über die naive Zudringlichkeit des

Anderen nach. In den halbdutzend Gemeinplätzen, welche derselbe vorgebracht, hatte er offenbart, daß er von dem Wesen der Eggestorffschen Ehe so wenig eine Ahnung hatte, als von dem jetzigen Seelenzustand des verwittweten Mannes. Und wußte doch so genau, was der „sich schuldig“ war.

Ein leises Lächeln spielte um die Lippen des schweigenden Mannes. Er empfand das bittere Erstaunen des Großen, den der Kleine nach seinem eigenen Maße mißt.

Der Hauptmann, als ehrlicher und guter Mensch, wollte dem Andern helfen, sich von seinen Leiden zu befreien; aber er sah die Leiden an, wie Alles im Leben: eine typische Erscheinung, der man mit herkömmlichen Mitteln beikommen muß. Daß ein Wittwer das Gleichgewicht verliert nach dem Tode der Frau, kommt alle Tage vor; ebenso findet sich dann der landläufige gute Freund, der die Wage der Lebensstimmung wieder in die rechte Schwebe bringt, indem er etliche Ermahnungen, an Pflichten und Freudenreste zu denken in die Schale wirft.

Eggestorff richtete sich auf. Diese Gedanken hatten ihm zu einer Art selbstironisirender Laune verholfen. Er wollte sich dem Andern als Tröstobject hinleihen.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund. Ich werde kommen. Morgen schon, wenn Sie mich haben wollen,“ sagte er.

„Ich wußte es," dachte der Hauptmann befriedigt, „ich habe die Art, geknickte Menschen aufzurichten. Man muß es nur recht anfangen." Und er sprach mit dem Ton, wie man einem kranken Kinde zuredet, das eine unschmackhafte Medicin nehmen soll:

„Bringen Sie auch die Knaben mit. Es muß Ihre Seele aufrichten, wenn Sie die hübschen, begabten Jungens sehen, in deren Gesichtern Sie das Antlitz Ihrer verstorbenen Frau so wiederfinden. Ich würde Ihnen rathen, sich recht eingehend mit den Kindern zu beschäftigen. Der Verkehr mit der Jugend erfrischt."

„Seh' ich denn so gramvoll aus," dachte Eggestorff, „daß dieser Mann mich schon als Abladestelle seiner geistigen Kleinmünze ansieht!"

So gramvoll?! Er, der Mann, der immer gezeigt hatte, daß ihm die Menschen zu gering seien, um von ihnen die Antheilnahme der Neugier oder des Mitleids entgegenzunehmen. Wie, wenn die Welt einen besonderen, tiefverborgenen Grund seines veränderten Wesens zu vermuthen begönne? Wie, wenn der Spürsinn des Neides und der Klatschsucht gar eines Tages die Art dieses Grundes verriethe?

Dem hochmüthigen Mann rann es wie eisiger Schrecken durch die Adern!

Sich verhehlen, sich verleugnen! Dieser Wunsch

rang sich in ihm auf und trachtete sich zu starkem Vorsatz zu festigen.

Und dies war der vom Hauptmann ungeahnte wie auch ungewollte Erfolg des Besuches, daß Eggestorff sich bewachte, als stehe er vor einem Spiegel und sähe immer die eigenen Mienen. Ein verächtlicher Zorn gegen sich selbst erfüllte ihn, daß er die Menschen in seinem Angesicht hatte lesen lassen. Wußten sie die Schrift gleich nicht zu deuten — daß dort überhaupt etwas geschrieben stand, war seinem Wesen zuwider.

Der Hauptmann sprach sich überall zufrieden darüber aus, daß seine klarverständige Freundschaft so viel über Eggestorff vermocht und diesen eigentlich dem Leben wiedergegeben habe. Die äußeren Thatsachen gaben dem Hauptmann Recht. Jede Woche brachte Eggestorff mit seinen Söhnen einen Abend bei Löhnitz zu, während die Löhnitz' jeden Sonntag beim Commerzienrath aßen.

Die Scheu, mit Frau Mary zusammen zu sein, hatte sich in die Gier verwandelt, fort und fort sie zu sehen, mit ihr zu sprechen. Die zaghafte Frau, welche ihr Leben lang im Schatten Anderer gestanden, wußte gar nicht, wie sie, die Unbedeutende, plötzlich zu der dringlichen Theilnahme eines Mannes wie Eggestorff kam. Löhnitz wußte indeß auch diesen Fall zu erklären. Seine Frau war doch Alwinens beste Freundin gewesen, der

verwittwete Mann konnte mit ihr am besten alte Erinnerungen auffrischen; er erklärte feierlich — obschon Niemand an solche Möglichkeit dachte — daß er nicht eifersüchtig sei und Jeden verachten würde, der die lautere Freundschaft seiner Frau mit Eggestorff bezweifle.

Und um Erinnerungen handelte es sich auch in allen Gesprächen die Eggestorff mit Frau Mary führte, während der Hauptmann mit Rupert Schach spielte und Otto zu seiner stillen Wuth und großen Langeweile mit Gusti scheinbar friedlich irgend ein Brettspiel vornehmen mußte.

Frau Mary häkelte; sie pflegte aus harten groben Garnen die unzähligsten Decken und Spitzen für sich und ihre Freundschaft herzustellen, und während Eggestorff scheinbar gedankenlos mit dem bräunlichen Garnknäuel spielte, hätte er in aufkochender Nervosität der stillen Frau die Arbeit aus der Hand schlagen können. Er sah unverwandt auf das Gesicht, welches von Blutarmuth und Mangel an Temperament ganz fade und ausdruckslos war, und nur, wenn Mary sprach, durch schlichte Güte angenehm belebt wurde. Die Lampe beschien es so friedlich, und die Stirn war so glatt, als ob dahinter völlige Inhaltlosigkeit sei und kein Erinnern, kein Wissen, keine Mitschuld — —

Wenn sie wußte, war sie auch mitschuldig. Der Hehler ist auch ein Sünder. Wußte sie denn?

O, wenn sie sprechen wollte — einmal sprechen! Danken wollte er es ihr, wenn sie die todte Freundin verriethe und ihr Andenken entweihte. Nur wissen — wissen! Nicht ewig die fürchterliche Frage im Kopf umherwälzen: was bedeutet jenes Briefblatt.

Aber Frau Mary verrieth nichts. Weder eine Schuld der Todten, noch ihre Mitwissenschaft. Nach und nach, in kurz abgebrochenen Fragen, in Rückblicken, die einen Abend schnell gemacht, jäh unterbrochen und nach Tagen hastig fortgesetzt wurden, ging der Mann mit der Freundin die ganze Vergangenheit durch. Jedes Jahr wurde gleichsam auf seinen Inhalt durchgesiebt — nie blieb ein Verdachtsmoment im Netz des Argwohns zurück. Alle Gestalten, die je durch das Eggestorff'sche Haus gegangen, schritten noch einmal vorüber. Aber auf keine fiel der grelle Schein blitzartiger Erkenntniß: der war's, der!

Und daheim, in der Stille seines Zimmers, trug der Mann alle Bilder seines Weibes zusammen. Er fand viel mehr Photographien Alwinens, als er gekannt hatte — sie besaß die Schwäche, sich gern in neuen und wohlkleidenden Gewändern photographiren zu lassen. Er forschte noch bei Frau Mary nach Bildern. Und endlich hatte er eine ganze Gallerie vor sich, sorgsam nach ihrer Entstehungszeit geordnet, reihte er die Bildchen auf.

Er saß davor. Mit bohrenden Blicken durchforschte er die Züge nach den Spuren seelischer Wandlungen, um festzustellen, wann, wann denn ihre Seele sich von ihm gewandt. Und seine Augen begannen zu flammen, wenn er die holden Jugendzüge und die immer noch schönen der letzten Lebensjahre Alwinens sah. Eine namenlose Verzweiflung packte ihn. Er wünschte sich wieder Göttergewalt, um Gräber öffnen, Todte auferstehen lassen zu können.

Sie noch einmal fragen dürfen, Aug' in Auge: warst Du mir treu?

Die Knaben sahen, daß ihr Vater hager und bleich ward und daß sein Blick unstät blieb. Rupert, von Liebe und Grauen seltsam hingezogen und abgestoßen, suchte oft mit Absicht vollen Auges den Blick des Vaters. Umsonst, den schnell vorbeihuschenden konnte Niemand mehr fangen.

Schon vorgeschritten im Leben über seine Jahre hinaus, im Guten wie im Leichtfertigen, fühlte Rupert oft die Pflicht, seine Brüder zu erziehen, da der Vater es nicht that.

Geschwister sind aber strenge Erzieher, und auch in Rupert pulste etwas von dem herrischen Blut seines Vaters.

Wenn er Otto das viele Cigarrenrauchen und das

heimliche Kneipengehen verbot, das sich für einen Secundaner nicht schicke, so höhnte ihn Otto mit den von ihm wohl controlirten Abenden aus, wo etwa Rupert erst um zwei Uhr und unsicheren Schrittes heimgekommen war. Wenn Otto liederlich arbeitete und schlechte Zeugnisse mitbrachte, erlaubte Rupert sich, ihn dafür zu ohrfeigen, was Otto sich um so weniger gefallen ließ, als Rupert sein Abiturium nicht bestanden hatte und als Zwanzigjähriger noch die Schulbank weiter drücken mußte. Rupert hatte mit seinem Tadel wie mit seinen Strafen immer Recht, aber ihm fehlte die Autorität des Alters oder des guten Beispiels. Zwar nahm er sich dann und wann vor, an sich selber zu arbeiten. Allein dazwischen kamen immer Stunden, wo er sich sagte, warum er sich's denn in seiner Jugend so sauer werden lassen solle, scheine der Vater doch den starken Verbrauch von Taschengeld ganz in der Ordnung zu finden. Die guten Vorsätze beseelten ihn immer, wenn ein langweiliger Abend ihn ohnedies auf die Arbeit als Zeitvertreib hindrängte; die flotten Gedanken kehrten immer wieder, sobald ein Vergnügen mit gleichgestimmten Freunden sich bot.

Otto seinerseits erzog wiederum Gusti, der so das Opfer beider Brüder wurde. Denn auch Rupert kümmerte sich um den Kleinen. Völlig hilflos der

Tyrannei Beider preisgegeben, führte der Kleine bald ein Dasein, ausgefüllt von Trotz, Furcht, Heimlichkeiten und Gehässigkeit. Er erkannte die Autorität der Brüder über sich nicht an, mußte sich ihr aber fügen, denn sie hatten die Macht ihrer Fäuste und des Geldes. Eggestorff händigte stets Rupert das Taschengeld für alle Drei ein, und dieser hielt es als Strafe oder Zwangmittel zuweilen zurück. Ganz schlimm war es für Gusti, daß die Befehle der Brüder einander widersprachen. Hatte Rupert ihm befohlen, erst den deutschen Aufsatz zu machen, kam fünf Minuten nachher Otto und schickte ihn zu einem Buch- oder Cigaretteneinkauf fort. Dabei straften ihn Beide hart, wenn er nicht gehorchte, und noch härter, wenn er einmal wagte, sich Bonbons zu kaufen.

So zog nach und nach ein schlimmer Geist ein in den kleinen Kreis der drei Brüder: der Geist des Hasses.

Der finstere Mann sah den Unfrieden unter seinen Kindern, aber er sah nicht die Ursachen. Oft, wenn er beobachtete, wie nur in seiner Gegenwart der brütende Unfriede sich mit Mühe bezwang, sah er langsam vom Einen zum Andern, und er fragte sich, in welchem von den Dreien der Geist der Feindschaft wohne, der sich gegen die Brüder so naturgewaltig kehre.

Er war oft mit ihnen zusammen, immer öfter. Er kehrte nicht in den Club zurück, in welchem er früher verkehrte, nahm den L'hombrespielabend nicht wieder auf und verkehrte nur im Löhnitz'schen Hause. Er konnte lange, scheinbar die Zeitung lesend, in der Arbeitsstube der Knaben sitzen, ohne auch nur ein Wort mit ihnen zu wechseln. Immer zog es ihn mit einer quälerischen Gewalt in ihre Nähe. Und als Rupert durch das Examen fiel, hatte er sich gefreut — unbewußt vielleicht — aber es war so sättigend, zu denken, daß er nun fortfahren könne, auch Rupert beständig zu beobachten.

Manchmal wandelte ihn ein wahnwitziger Wunsch an — er hatte den krankhaften Trieb, laut in die Stille, welche unter den arbeitenden Knaben herrschte, hinein zu fahren mit der harten Frage:

„Glaubt Ihr, daß Eure Mutter mir treu war?"

Aber nach solchen Anwandlungen traten ihm feuchte, kalte Tropfen auf die Stirn. Und er raffte sich auf und machte sich kaltblütig klar, daß er auf dem Wege sei, sich den Verstand zu rauben.

* * *

Jedes Jahr war die Familie Eggestorff für die Monate Juli, August und September auf das Landgut

übergesiedelt, welches zwei Stunden von der Stadt, an der Grenze der Haide lag. Der Commerzienrath selbst blieb in der Stadt und kam nur am Sonnabend Mittag heraus, um Montag früh wieder fortzufahren. Früher hatte er sich oft wochenlang heimlich auf diese Monate gefreut, welche eine Zeit der völlig ungestörten Ruhe für ihn bedeuteten. Wenn seine Frau auf dem Lande war, konnte sie nicht zu den ungeeignetsten Momenten klagend in sein Zimmer treten oder Interesse von ihm fordern für irgend eine Kinderei. Sie hatte das Landleben sehr geliebt und deshalb ihrerseits Grund gehabt, sich lange vorher der Uebersiedelung zu freuen.

In diesem Jahre waren es nur die Knaben, welche drängend daran erinnerten, daß man hinausziehen müsse. Der Commerzienrath wollte nicht. Er zog vor, die Knaben in der Stadt zu behalten, um sich nicht so lange von ihnen trennen zu müssen. Auch fehle es draußen an jeglicher Aufsicht. Rupert versprach, streng auf die jüngeren Brüder aufzupassen, wofür Otto ihm hinter des Vaters Rücken höhnisch die Zunge herausstreckte. Auf die wiederholte Ablehnung des Vaters hin, fing Gusti plötzlich bitterlich an zu weinen.

„Mama mochte auch so gern draußen sein. Da war sie immer am vergnügtesten und lustigsten,“ rief er schluchzend, aber mehr gerührt durch die drohende

Entbehrung, als durch die Erinnerung an die Mutter.

Eggestorff sah den Kleinen lange und seltsam an.

Dort also, dort war sein Weib am glücklichsten gewesen? Vielleicht nur, weil sie dann fern von ihm war, befreit von ihm? Oder war dort die Spur —

Rupert ersah das Zögern auf dem Antlitz des Vaters. Und zugleich sah er deutlicher als je den Verfall in den geliebten, gefürchteten Zügen.

„Wie wäre es, Vater, wenn Du auch draußen bliebest und Dir einmal völlige Ferien nähmest. Es thäte Dir gut. Thue es mir zu Liebe," sagte er und wußte selbst nicht, warum ihm die Stimme zitterte. Aber in seiner jungen Seele regte sich so etwas wie Erbarmen.

Eggestorff hörte den zitternden Ton. Scheu ging sein Blick über das Gesicht des Sohnes, und er sah das schöne, warme Auge des Jünglings voll auf sich gerichtet. Der Mann fühlte, daß besorgte Sohnesliebe zu ihm sprach. Und das that ihm wunderlich wohl.

„Ich werde also mit Euch hinausziehen," sagte er und wandte sich rasch ab, um keinen Dank zu hören.

Das Gut, Alwinenthal hatte Eggestorff es getauft, als er es, einem Wunsch seiner Frau nachgebend, ge-

kauft, war keine vortheilhafte Capitalsanlage. Es brachte dem Naturfreund mehr Vergnügen als dem Landwirth, und der Inspector, welcher dort hauste, träumte vergeblich davon, daß eine Zeit kommen möchte, wo die Wirthschaft durch ihre eigenen Erträgnisse zu erhalten sein werde. Dem Commerzienrath kostete das Vergnügen, Alwinenthal zu besitzen, jährlich viele tausend Mark. Viele hundert Morgen Haideland lagen noch brach, ebenso viele waren mit Kiefersämereien cultivirt worden und deckten sich mit den Ansätzen eines Waldes, dessen Baumhöhe vor der Hand sich noch von halbwüchsigen Kiefern abstufte bis zu winzigen Pflänzchen, die kümmerlich im Sande mit dem Verdorren kämpften.

Der große, alte Park umschloß ein Herrenhaus, dessen unregelmäßige Bauart das Entzücken von Frau Alwine gebildet hatte, die alles Romantische liebte und auch in das schon halbwegs Nüchterne noch Romantisches hineinzugeheimnissen wußte. Und im Park gab es wundervolle Plätze. Baumgruppen von Silberpappeln und dunklen Erlen zusammengestellt, Tannendickicht, Traueretschen und Weiden um einen verschilften Teich, eine epheuumsponnene Steingrotte. Von der Parkgrenze sah man rechts über die Kieferschonungen hinaus, während der Blick links über welliges Haideland schweifte. Die Weite war dort begrenzt von einem bläulichen Wald-

streifen und unterbrochen durch eine kleine, inmitten der Haide liegende Ansiedelung.

Das war ein rothes Haus mit einem neuen und tadellosen Ziegeldach. Frau Alwine hatte damals fast geweint, als Eggestorff das grüngraue Strohdach und die Lehmwände einreißen ließ, um dem Torfstecher ein freundlicheres, gesundes Haus hinzubauen. Aber der hellrothe Fleck zwischen den hohen Bäumen, die ihn umschrankten, nahm sich in dem Haidebild sehr farbenfröhlich aus.

Das Gutshaus sah vorn hinaus auf die wohlbestellten Roggen- und Gerstenfelder. Das war Frau Alwinen zu prosaisch gewesen, und sie ließ, bei der überreichlichen Anzahl der vorhandenen Stuben, alle Zimmer nach vorn hinaus unbenutzt.

Für Eggestorff und seine Söhne lag kein Grund vor, die von der Verstorbenen getroffenen Zimmerordnungen umzustoßen. Man zog ein — Jeder in seinen alten Raum, und das Idyll konnte beginnen.

Eggestorff aber war nicht der Mann, sich einer stillen oder wohl gar sentimentalen Freude an der Natur hinzugeben. Hier in der Ruhe kam sein Wesen vollends aus den Fugen. In der Stadt hatte der Tag mit seiner vielen Arbeit ihm jede Bewegung vorgeschrieben, wie dem Galeerensclaven die Kette nur einen bestimmten

Spielraum läßt. Dort konnte er nur in seinen kargen Freistunden sich gramvollen Phantasien überlassen. Hier aber fand er den ganzen Tag Zeit und in der ganzen Umgebung eine fortwährende Aufforderung dazu.

Ging er im Park umher, suchte er sich auf jeder Rasenbank in Alwinens Stimmung hineinzuleben und malte sich aus, zu welchen Schwärmereien sie durch diese oder jene Scenerie verführt worden sein mochte. Ihre Art, jeden Sonnenstrahl, der über ein Blättchen huschte, jedes Raunen, das vom Wind durch das Schilf getragen wurde, lang und breit zu beschreiben und ihr Entzücken dabei zu betonen, war ihm oft mehr als lästig, war ihm fast lächerlich gewesen. Jetzt beobachtete er diese kleinen Naturvorstellungen wie ein besonderes Schauspiel, und da seiner Veranlagung nach ihm die Natur ein Todtes war, wenn sie nicht in Beziehung zum Menschen und zu Menschenarbeit trat, grübelte er sich in den Wahn hinein, daß Alwine bei ihrer Naturliebe nicht den Sonnenuntergang an sich, nicht das Herbstlaub als solches, nicht das Frühlingsgrün um des Farbenzaubers willen angeschwärmt habe, sondern all dies für sie die Begleiterscheinung einer Erinnerung gewesen.

Welcher Erinnerung?! Welcher?

Waren diese dunklen Baumwipfel das schützende Dach eines Verraths gewesen? Konnte dieser Epheu Zeuge

sein? Redete hier nicht Alles, Alles von dem, das ihm verborgen war und ewig verborgen bleiben würde?

Welch' ein Thor war er gewesen, sich aus der Nähe der einzigen Frau zu verbannen, die ihm Alles zu sagen vermochte und in deren Nähe allein er eine Art von Ruhe fand in dem Bewußtsein: „Ich brauchte sie ja nur zu fragen."

Er setzte sich hin, schrieb einen Brief an die Löhnitz' und lud das Paar zu sich ein. Löhnitz mußte bald in's Manöver, er konnte nicht kommen und schrieb an Eggestorff einen zwölf Seiten langen Brief, worin er darlegte, daß er seinerseits sich darüber hinwegsetze, falls ein Mensch etwas dabei fände, wenn Mary allein den Wittwer und Freund besuche. Sechs Seiten bewies er das völlig Unschuldige und Harmlose und seine eigene Ueberlegenheit dem Urtheil der Welt vis-à-vis, um auf den andern sechs Seiten genau zu beweisen, aus welchen Gründen man dennoch das Mißverständniß der Welt zu scheuen und die Kritik der Leute zu achten habe und daß also Mary allein nicht kommen dürfe.

Eggestorff lachte ingrimmig über den albernen Brief. Er verachtete die Menschen herzlich, welche die geistige Freiheit im Munde führen und nur den Muth haben, an der Leine der öffentlichen Meinung zu handeln. Uebrigens hatte er nicht im entferntesten gedacht, daß der

Besuch Marys bei ihm eine Sache sei, die irgend Jemand beschäftigen könne; daß er seit Wochen kaum von ihrer Seite gewichen war, hatte ja für ihn Gründe von so leidenschaftlicher Wichtigkeit gehabt. Die Leidenschaft — ob sie nun durch Liebe, Haß oder Wißbegierde erzeugt ist — trägt immer ein auffallendes Gewand. So war der Welt Eggestorffs beständiges Zusammensein mit Frau Mary von Löhnitz bereits aufgefallen, und Löhnitz befand sich in der wichtigen und ihn sehr befriedigenden Situation eines Mannes, welcher der Welt zeigen darf, daß er die Augen offen hat und die Gefühlsverwirrung des vereinsamten Freundes schon klug zurückdämmen wird.

Eggestorff sollte also allein bleiben, denn außer Frau Marys Nähe hätte er keine Freunde ertragen. Die Kinder waren ihm hier weniger Gesellschaft noch als in der Stadt, und in den ersten Tagen hatte er auch, hingenommen von der Umgebung, keine Zeit gehabt, sie zu beachten.

Während einiger Regentage vernahm er das Toben seiner Söhne oben im Haus, unterdeß er unten saß, um zu „arbeiten."

Eine wunderliche Arbeit. Er kehrte in jedem Möbel die Schubladen um und um. Da gab es alte Cylinderbüreaux und Secretäre, merkwürdige Schreibtische und Nippschränkchen mit verschließbaren Abtheilungen.

Alwine hatte das Haus möblirt gehabt mit Allem, was ihre Eltern und die Mutter Eggestorffs hinterließen an Gegenständen. Die Möbel waren durchweg von schwerem, nachgedunkeltem Mahagoniholz, einige mit Messing beschlagen, aus der Zeit nach dem Empire, andere im Geschmack der dreißiger Jahre.

Die alte Frau Röhling, des Inspectors Mutter, welche im Winter das Haus hütete und im Sommer die Wirthschaft führte, erlaubte sich endlich, als sie den Herrn im Gartensaal dabei fand, eine Schublade wieder in den Secretär zu stoßen, die Frage:

„Der Herr suchen etwas."

Eggestorff, mit feuchter Stirn und in nervösem Zorn über die Schublade, die immer schief hineingerieth und bei dem Herein- und Herausstoßen kreischende Töne von sich gab, Eggestorff sagte kurz:

„Ja, ja, — ein Papier."

„Darf ich suchen helfen."

„Nein."

Und er suchte allein weiter. Kein Möbel war ihm zu unwahrscheinlich, nicht das Büffet im Speisesaal und nicht die Nippschränkchen ließ er undurchsucht. Vielleicht hatte der Zufall sein Spiel getrieben — oder eine Unvorsichtigkeit war einmal begangen worden. Und irgend eine Spur fand sich — ein Briefblatt oder nur ein

Zettel — von jener Hand beschrieben wie das eine, das er gefunden und immer bei sich trug. —

Aber wie die Bäume im Park, das Schilf im Weiher, so schwiegen auch die todten Gegenstände.

Der Mann fühlte nach diesen Tagen eine physische Erschöpfung, die ihn erschreckte.

Der Kampf gegen Schatten bringt dem Kämpfer immer Niederlagen. Müde und todtwund sah er sich nach einer Ablenkung um. Er wollte sich den Knaben widmen.

Da sah er, was die Zwischenzeit aus ihnen gemacht.

Rupert trieb sich in der Haide herum, er hatte — so erlauschte der Vater aus Ottos Redereien — eine Liebelei mit der Tochter des Torfstechers angeknüpft. Otto ritt den halben Tag und jagte zum Entsetzen des Inspectors Pferde ab, die zur Feldarbeit bestimmt waren. Der Kleine lag im Haidekraut und rauchte Cigaretten. Kamen sie zusammen, war hellllodernder Streit zwischen ihnen. An irgend eine nützliche Beschäftigung dachte Keiner von den Dreien. Eines Abends sogar hatten Otto und Gusti — verträglich wenn es einen bösen Streich galt — in Ottos Zimmer ein Gelage gehalten und dazu Wein aus dem Keller gestohlen. Sie waren Beide sehr betrunken gewesen und litten schauderhaft nachher. Frau Röhling hielt es für ihre Pflicht, mit Zittern und Zagen dies dem Herrn mitzu-

theilen. Sie erwartete ein fürchterliches Strafgericht für die Knaben.

Eggestorff aber schwieg. Als er all das beobachtete und die Verwahrlosung seiner Söhne sah, kam ein sonderbares Gefühl in seine Seele — ein wartendes!

Er dachte an seine Jugend. Die war vaterlos gewesen, und neben einer gutherzigen, aber eitlen und mit Gesellschaftssiegen beschäftigten Mutter wuchs er zügellos auf. Von unbändiger Thatenlust erfüllt, mit heftigem Temperament ausgestattet, war sein Knabenleben eine Reihe von erschreckenden Thorheiten gewesen, und Jedermann hatte prophezeit, daß er ein „verlorener Sohn" werden würde. Allein die gesunde Kraft in ihm erwachte eines Tages, und er erzog sich selbst mit eiserner Energie zum tüchtigen Mann.

Nun wartete er. Er war neugierig darauf, in welchem von den Dreien *seine* Kraft, *seine* Energie, *seine* Gaben durchbrechen würden. Oder in welchem von den Dreien die Zügellosigkeit als ein *Fremdes* und Unbesiegliches sich dauernd offenbaren werde.

Er sah der Entwickelung der jungen Menschenpflanzen zu, anstatt mit starker Hand zu hindern, daß sie verkrümmten!

Die Knaben waren der Nachsicht herzlich froh, und

Otto und Gusti fühlten sich zu allerlei Unthaten geradezu ermuntert. Nur Rupert, der schon mit sich Kämpfende, sah diese Nachsicht mit einem bangen Staunen.

„Wir sind ihm ganz gleichgiltig geworden. Der Schmerz um Mama macht sein Herz todt für Alles,“ dachte er und würde versucht haben, dem Vater seine Liebe aufzudrängen, — wenn — nicht die hübsche Linka gewesen wäre, die seine Gedanken und seine Zeit so sehr in Anspruch nahm.

Der Torfstecher hatte Herrn Eggestorff die Moore abgepachtet, welche in der Haide lagen. Er war ein kümmerlicher Mann, der einen Arm verloren hatte und sein Geschäft nicht mehr selbst zu besorgen vermochte. Sein Sohn Blas und der Knecht Anders besorgten das Torfstechen, Linka mußte helfen, die Soden zum Trocknen auslegen und die fast trockenen in Pyramidenform aufbauen. Ab und an fuhren Blas und Anders viele Tage hintereinander mit den Ackerpferden des Gutes in die Stadt, um den Vorrath zu verkaufen. Es wäre ein gutes Geschäft gewesen, wenn man nicht den Knecht hätte dazu halten müssen, dessen Lohn einen Theil der Einnahme fortstrich. Auch erzielten die beiden Verkäufer immer nur merkwürdig niedrige Preise, was den Alten zu der kummervollen Betrachtung veranlaßte, daß die Steinkohle seinen schönen, trocknen, faserreichen Torf

todt mache. Linka war überzeugt, daß Blas und Anders immer einen Bruchtheil der Einnahme vertranken, denn sie rochen oft nach Branntwein, wenn sie heimkamen, und Anders, der Linka heirathen wollte, versuchte dann, sich allerlei Zärtlichkeiten herauszunehmen.

Es war am ersten Tag gewesen, da Rupert mit dem Gewehr über die Haide strich, als er des Mädchens ansichtig wurde. Er hatte sie noch nicht gesehen gehabt, denn Linka war zwei Jahre in der Stadt bedienstet gewesen und erst seit kurzem wieder bei ihrem Vater.

Er beobachtete lange von fern die hübsche Frauensperson. Ihr schlechter Kleiderrock war hoch geschürzt, sie bückte sich und hob die Soden auf, sie eine über die andere bauend wie eine Pyramide von Dominosteinen; dabei kam ihr kräftiger Wuchs zur Geltung. Ihr blondes Haar war im Nacken zusammengedreht, und ihr Gesicht, von frischen Farben, regelmäßig und von schönen, etwas dreisten Augen belebt.

Sie sah recht gut, daß der junge Herr ihr zuschaute, that aber völlig unbefangen. Sie war nicht umsonst in der Stadt gewesen, nach deren Unterhaltungen sie sich schmerzlich genug zurücksehnte. Der feine, junge Mensch, im kleidsamen graugrünen Jägerrock, gefiel ihr sehr gut. Wenn er ihr sagen würde, daß er sie sehr hübsch fände, würde sie es gern anhören.

Und Rupert kam heran und sagte es ihr. Ein wenig verlegen zwar, mit Herzklopfen und einer leisen Röthe im Gesicht, denn es war das erste Mal, daß er es einem weiblichen Wesen sagte, und er wagte es auch nur, weil es kein Fräulein war, sondern ein Mädchen in Dienstbotenstellung. Als sie mit einem halb bescheidenen, halb erfreuten Lächeln sagte: „Ach, bei der Arbeit sieht man ja wie 'ne Eule aus,“ glaubte er ihr klar machen zu müssen, daß es sein Ernst sei.

Mit dem Versuch, den leutseligen Herrn zu spielen, griff er ihr unter das Kinn und sah ihr in die Augen, schlug aber schnell die seinen vor ihrem Blick nieder. Eine süße Unbehaglichkeit und Unsicherheit erfaßte ihn, und er ging schleunigst davon.

Von dieser ersten Begegnung an trachtete er täglich darnach, sie zu sehen. Der Gedanke, vielleicht ein Abenteuer erleben zu können, schmeichelte seiner erwachenden Männlichkeit und ängstigte ihn zugleich ein wenig. Und während Linka, eine schon etwas verdorbene und mit angeborener Frechheit behaftete Person, ihm auf allen Wegen entgegenkam und schon erwog, ob er ihr auch etwas Hübsches schenken werde, falls sie ihn darum bäte, quälte er sich mit Zweifeln, ob er ihr wohl einmal einen Kuß geben könne, ohne Gefahr zu laufen, daß sie ihn ohrfeige oder zurückstieße.

Er war gar nicht in sie verliebt, das wußte er aber nicht. In seinen Adern brannte nur der unüberwindliche Wunsch, einmal etwas zu erleben. Er fand Linka jeden Tag hübscher, und darin trogen ihn seine Augen wohl nicht, denn sie begann sich für ihn zu putzen und holte ihre städtischen Kleider und ihre unechten Schmucksachen heraus.

Blas, ihr Bruder, und Anders, der Knecht, sahen, wie die Sache lief und zu welchem Ende sie vielleicht führen könnte. Sie hielten sich nicht damit auf, Linka auszuschimpfen, gegen deren Zungengeläufigkeit sie doch nicht aufgekommen wären. Sie beschlossen, mit einer seltsamen, besonnenen Wuth, es dem „grünen Bengel" einzutränken, daß er der Linka nicht nachzulaufen habe und daß die nicht für ihn gewachsen sei.

Rupert, mit dem Hochmuth eines jungen Menschen aus gutem Hause, der Leute noch nach äußerem Gewand, nach Vermögen und Gesellschaftsstellung taxirt, kam gar nicht auf den Einfall, daß diese beiden Männer ihm gegenüber etwas Anderes empfinden könnten, als Demuth und Dankbarkeit für den gnädigen Gruß, den er zuweilen spendete.

An einem heißen Augusttag trieben Otto und Gusti sich zusammen in der Haide umher. Sie hatten erzählen hören, daß in dem träg rinnenden Bächlein früher

Perlen gefunden seien, und da sie in einer Anwandlung von wissenschaftlichem Eifer beschlossen hatten, ein Naturaliencabinet zu gründen, ein Vorsatz, der zweifellos nach zwei Tagen wieder verlassen werden würde, zogen sie auf die Perlfischerei aus.

Das Bächlein hatte sich ein seichtes, sandiges Bett gegraben, an seinem Ufer stand hie und da ein Erlenbusch, der seine Ruthen über das Wasser neigte, und ein schmaler Rand grüner Vegetation zeichnete den Lauf ab von der bräunlichen Haide. Die Sonne brütete über dem Gelände und trieb die tausend und abertausend Knospen an dem Haidekraut zur Blüthe. Es lag, wenn man die Augen halb zukniff, um nicht mehr das Einzelne, sondern die Totalität des Bildes zu sehen, schon ein bemerkbarer rosiger Schimmer über der braungrünen Weite. Noch wenige Tage, und die Haide hatte sich in Roth getaucht, in das gedämpfte, melancholische Roth der Erikablüthe.

Otto und Gusti waren schon müde und durstig, bevor sie den Bach erreicht hatten, der noch hinter der Torfstecheransiedelung an der Grenze ihrer väterlichen Besitzung floß. Otto hatte unterwegs, hinter Gusti gehend, heimlich die mitgebrachte Feldflasche voll Wein und Wasser ausgetrunken und log nun, daß sie ausgelaufen sei. Gusti schlug nach ihm, und sie balgten sich,

bis es dem Kleinen, der gewandt wie eine Wildkatze war, gelang, dem Bruder einen solchen Puff zu geben, daß er in's Wasser stürzte.

Hierdurch ward der Friede und die Heiterkeit wieder hergestellt, Otto patschte lachend und prustend heraus und begann sich zu entkleiden, theils, um das Zeug zu trocknen, theils in dem Einfall, daß man die Perlfischerei rationeller betreibe, wenn man ohne Kleider im Wasser wate. Bald stiegen die beiden Jungen im trägen Wasserlauf hin und her, ihn trübend und bei jedem runden Kieselchen, welches sie fanden, ein Geschrei erhebend. Es war aber immer keine Perle.

Sie waren so beschäftigt, daß sie das Herannahen Ruperts übersahen, der, eine Cigarette im Munde, das Gewehr als Decoration über der Schulter — um das Recht zu haben, seinen hübschen Jagdanzug anzulegen — langsam heranschlenderte. Er befand sich in einer selbstherrlichen Stimmung, Linka hatte ihm eben zugesagt, ihn heute Abend in der Kiefernschonung zu treffen. Es war das erste verabredete Rendezvous mit ihr. Er kam sich plötzlich als ganz gereifter Mann vor, der auf seine Brüder als auf dumme Jungens, auf alberne Kinder herabsehen durfte.

In dieser Stimmung fand er die Lage, in welcher er sie traf, unerhört. Sie konnten sich und ihr Zeug

nicht mehr vor ihm unter einem Erlenbusch verstecken, als sie ihn bemerkten. So wappneten sie sich denn mit höhnischem Trotz.

Rupert verwies ihnen ein Betragen, welches auf der Höhe von Straßenjungenbildung stehe, sagte, daß er dem Vater Bericht erstatten werde und dahin vorstellig zu werden denke, daß ein strenger Hauslehrer angeschafft werde.

Otto sagte, daß gar nichts dabei sei, und daß er es viel erlaubter fände, in dieser Einsamkeit zu „baden", als hinter Mädchen herzulaufen, und wenn er, Rupert, klatsche, wolle er, Otto, auch erzählen, was er wisse. Dies empörte Rupert bis zur Sinnlosigkeit. Vielleicht umsomehr, als sein Abenteuer noch gar nicht bis zu einem Punkt vorgediehen war, wo Rupert ein schlechtes Gewissen hätte haben müssen.

Mit einer bösen Gehässigkeit ging er davon, die Brüder in derselben Stimmung zurücklassend.

„Alles und alles verpurrt er Einem" sagte Gusti.

„Er denkt, daß er mehr ist, als wir, bloß weil er älter ist. Merkst Du wohl, er thut seit einiger Zeit, als ob er ein Prinz und wir noch dumme Göhren wären," sprach Otto.

„Wir wollen ihm auch mal seinen Kram stören," meinte Gusti mit dem festen Vorsatz, dem Bruder nächstens was sehr Aergerliches anzuthun.

„Er ist so eitel auf sein Jagdkostüm. Soll ich aus Versehen Tinte drüber gießen?"

„Ach — dann läßt er sich 'n neues machen und für Vater anschreiben," sagte Otto wegwerfend und sann nach.

„Oder wollen wir all' seine Shlipse caput schneiden?"

„Das ist alles Unsinn. Es muß 'ne Blamage sein. So 'ne ordentliche, wo er vor Wuth stirbt und doch schweigen muß. Famos — hurrah! Ich hab's! Wir schleichen ihm nach, immer und allerwärts, bis wir ihn dabei abfassen, wie er der Linka Süßholz vorraspelt. Dann schreien wir laut ‚juchhe'! gerade wenn er so mitten drin ist und laufen weg. Das wird ihn furchtbar ärgern, glaubst Du?"

Ja, Gusti glaubte auch, daß es ihn furchtbar ärgern werde. Daß ein rechter Junge — und für sie war auch Rupert noch ein „Junge" — einem Frauenzimmer nachlaufen könne, war ihnen an und für sich so unbegreiflich wie verächtlich.

Sie zogen sich an, obschon Ottos Kleider nur erst halbtrocken waren, und in die Stiefel wieder hineinzukommen, sich als Unmöglichkeit erwies. Es ward eine

dornenvolle Wanderung, auf Strümpfen über die Haide nach Hause, und obschon Rupert hieran ganz unschuldig war, schrieb Otto doch jeden schmerzenden Tritt, den er that, mit auf Ruperts Schuldconto.

Die alte Röhling hatte am späten Abend dieses Tages den Kopf sehr voll. Sie hatte mit Frau Eggestorff in einem sehr vertrauten Verhältniß gestanden und fühlte sich, in Folge der ehedem empfangenen vertraulichen Mittheilungen, der Familie sehr nahe, was freilich der Commerzienrath mehr abzuweisen als anzuerkennen schien. Aber — so meinte sie zu ihrem Sohn, dem Inspector — „was zu doll, sei zu doll".

„Die Jungens können einen ja beinah' erbarmen. Wie das Unkraut läßt er sie aufwachsen. Na, sie machen sich auch danach. Was meine liebe Selige war, die war ja auch man 'ne schwache Frau, und es fehlte wohl an der rechten Strenge. Sie gab den Knaben viel nach, zuviel, sagte ich immer. Aber wenn sie denn zu unartig wurden, setzte Frau Eggestorff sich hin und weinte. Das half. Dann schämten sich die Drei und gaben sich Mühe bei der Arbeit und im Betragen. Er, was der Vater ist, läßt es gehen, wie's will. Als ich ihm neulich klagte, daß die beiden Kleinen Wein gestohlen hätten, sah er mich so merkwürdig an. Strafe haben sie nicht gekriegt. Was soll ich nun machen: heut kommt der

Otto barfuß nach Haus, mit verdorbenem Anzug und verdorbenen Stiefeln; Nachmittag komm' ich drüben dazu, wie der Kleine dem Rupert Tinte in seinen Cravattenkasten gießt; und nun gar sind sie alle weggeschlichen — ich bitt' Dich, Fritz, bei nachtschlafender Zeit! Erst sah ich den Rupert durch den Park gehen — ich machte gerad' die Laden im Eßsaal zu, und das Licht fiel noch auf den Eingang in die Hauptalle. Nun paßt' ich auf, ob er wohl gleich wieder kommt! Anstatt dessen seh' ich die andern Beiden hinterher schleichen! Nu sag' mir guten Rath — das muß ich doch dem Herrn stecken! Das kann doch nicht angehen, daß ich dazu schweige. Denn was Rechtes und Erlaubtes haben die doch nicht vor -- das ist deutlich."

Fritz Röhling, der Inspector, welcher im Zimmer seiner Mutter seine Abendpfeife rauchte, schwieg bedenklich lange. Dann sprach er:

„Mutter, das will ich besorgen. Ich kenne ihn, Männerwort findet besseren Boden bei ihm als Frauenklage. Das kömmt ja wohl, weil die Selige ein büschen viel und unnütz lamentirte. Da hat er sich das angewöhnt, man halb hinzuhören. Ich will's ihm selber sagen."

Er erhob sich langsam und reckte sich. Es kam ihm sauer an, seine müden Knochen nochmals in Be-

wegung zu setzen. Aber er sagte sich, daß es schon sehr schlimme Geschichten sein müßten, um die sich die Knaben aus dem Hause bemühten, wo sie im Haus ungehindert tollten.

Frau Röhling sah ihm befriedigt nach. Sie wusch gern ihre Hände in Unschuld und mochte bei jedem Unglück gern die Kassandra gewesen sein.

Den Commerzienrath zu finden, war nicht leicht. Fritz Röhling wollte ja gar nicht glauben, daß der Herr — wie das Stubenmädchen behauptete — sich die aus dem Eßsaal auf die Terrasse führende Thür selbst wieder aufgeschlossen habe und noch in den Park gegangen sei.

Mondscheinpromenaden hielt Fritz Röhling bei Jedermann, der sie machte, für eine Verrücktheit. Daß aber sein Herr so allein und aus freien Stücken eine machen könne, hätte er für undenkbar gehalten.

Und doch ging Eggestorff langsam im nächtigen Schatten der Wege dahin, die sich bald durch dichtes Gebüsch wanden, bald unter hoch ragenden Stämmen weiterstreckten und bald an sanft erhellten Rasenbreiten entlang liefen. Der Halbmond schob sich am Himmel empor und gab der schwülen Sommernacht einen leisen Glanz. —

Wie oft hatte Alwine gebeten: komm', laß' uns noch hinausgehen. Er schlug es immer ab, denn er wußte programmgemäß voraus, daß sie immer am Weiher seufzen werde und sich immer in den Gebüschen fürchten.

Nun ging er hier allein. Allein? Nein, seine qualvollen Gedanken waren immer mit ihm, und sie redeten umso lauter, als der Tag und die Bilder seiner Umgebung nicht sein Auge beschäftigten und sein Inneres zerstreuten.

Er dachte heute nicht, daß sie hier vielleicht gewandelt sei mit einem Andern oder doch mit der Sehnsucht nach einem Andern. Er dachte in einer Art dumpfer Neugier nach, wie sein Leben werden solle, wie er leben könne!

Klar zu überschauen, was hinter ihm lag und die Gegenwart gab, klar sich zu sein über jedes Gefühl in seiner Seele, das war ihm Daseinsbedingung gewesen — immer. Und nun sollte er vorwärts gehen, mit dem Bewußtsein, daß es ein unenthülltes Geheimniß in seinem oder seiner Frau Leben — was dasselbe war — gab?

Nie, nie sollte er erfahren, was mit ihr begraben ward?

Die Versuchung, doch einmal Frau Mary zu fragen, hatte er in den letzten Tag ganz besiegt.

Ja, wenn sein Suchen ihm noch eine Spur gebracht hätte — nur die allerkleinste! Aber wie — wenn auch Frau Mary nichts wußte. Wenn die sonst so mittheilsame Todte gewußt hatte zu schweigen, wo es ihre Ehre galt? Was dann?

Dann hatte er der Freundin gegenüber die Todte blosgestellt und seine eigenen Qualen offenbart. Dies schien ihm noch entsetzlicher als das Erstere.

Versiegelt wie der Mund der Todten, stumm wie das Grab blieb ihm Alles. Keine Frage, kein Grübeln, kein Forschen gab ihm Aufschluß — außer vielleicht einmal ein unberechenbarer Zufall. Sollte er auf den bauen — hoffen?

Und zum tausendsten Mal wälzte er die Frage in seinem Hirn umher:

„Ist das Briefblatt wirklich ein Zeugniß, daß sie mich verrieth? Wer ist der ‚holde Knabe', von welchem sie dem Briefschreiber berichten soll? War der Brief an sie oder an eine Andere gerichtet?"

Er, der Thatkräftige, rang mit mit tiefem Ekel am Dasein. Seine großmächtige Natur bäumte sich gegen die Erkenntniß auf, daß man ein Leben lang groß, klar, nützlich gestrebt und gewirkt haben kann und daß ein Ungefähr von Außen zerstörend den stolzen Bau zu untergraben vermag. Daß wir uns und unser Wirken

nicht vor Krankheit schützen können! Krankheit des Leibes war ihm, dem eisern Organisirten, etwas Ungeduld Erregendes. Er fürchtete Krankheit mehr als den Tod. Aber eine ungesunde Seele haben, das war ihm schreckensvoll, wie Wahnsinn oder Unfähigkeit.

Und hatte er noch eine gesunde Seele, wenn fortan in derselben ein nie widerlegbares Mißtrauen wohnte? Glich er nicht fortan einem Sklaven, der in Ketten geht?

Frei sein!

Wie ein Nothschrei ging der Wunsch durch seine Brust.

Er saß still auf der Bank in der epheuumsponnenen Grotte, die ihr Halbrund dem unfernen Weiher zu öffnete. Auf der stillen Fläche, die keine Welle kräuselte, lag ein metallischer Glanz, unbeweglich stand das Schilf. Kein Lüftchen raschelte in dem Blattwerk. Aber dennoch war ein leises Raunen und Weben um den einsam grübelnden Mann — das heimliche Leben von allerlei Nachtgethier.

Plötzlich flatterte im Rohr ein Vogel auf, und vor Schreck über das Geräusch sprangen ein paar Frösche plumpsend in's Wasser. Schritte nahten sich. Fritz Röhling trat gewichtig auf.

Er sah die dunkle Gestalt seines Herrn sitzen, und ein Gefühl von mitleidiger Geringschätzung des sonst

so Gefürchteten zog durch seine Brust. Also solche Verrücktheiten trieb sein Herr.

„Herr,“ sagte er laut — der Zauber der Sommernacht veranlaßte ihn zu keiner Schonung des Organs — „ich wollte mir pflichtschuldigst zu melden erlauben, daß die jungen Herren sammt und sonders ausgerückt sind, was nie nich im Leben was Gutes zu bedeuten haben kann.“

Eggestorff sah auf zu dem vor ihm stehenden Mann. Ihre Gesichter konnten sie an einander nicht erkennen. Wohl aber sah Eggestorff an der breitspurigen Pose seines Inspectors, daß es dem sehr wichtig war. Ueberhaupt — hätte Röhling ihn hier gesucht, zu so später Stunde, wo der Mann sonst schon schnarchte, wenn er nicht ernste Gründe gehabt?

Eine unbestimmte Unruhe stieg in Eggestorff auf. Die Knaben waren fort? für immer?!

Und die Unruhe wandelte sich in einen wahnwitzigen Schreckgedanken. Wie — wenn sie es nicht mehr ertragen hätten, Liebe zu entbehren? Oder wenn sie in den verflossenen Monaten so verwildert wären, daß sie sich zu irgend einer unerhörten That vergessen hätten und nun flohen?

Jäh wie ein Blitz fiel dem Mann die Erkenntniß in's Herz, mit wie dämonischer Absicht er sie habe ver-

wahrlosen lassen. Wie er gefrevelt an seinen heiligen Pflichten.

Diese jungen Seelen waren ihm anvertraut, welch' Geheimniß auch immer ihre Mutter mit sich genommen, an ihm war es, aus den Knaben Männer zu machen.

Von ihm wurde ihr Dasein gefordert und Rechenschaft darüber, ob er ihnen ein liebevoller und strenger Richter gewesen.

„Fort —", stammelte er, „ganz fort?" Das wußte Fritz Röhling nicht. Er berichtete nur, was seine Mutter gesehen, und wiederholte naiv seine Schlußfolgerung, daß die Jungens, die doch zu Hause die gräßlichsten Unarten begehen durften, ohne daß Hund oder Hahn darnach krähe, wohl was ganz Unerhörtes vorhaben würden.

Eggestorff erhob sich.

„Wir wollen ihnen nach," sagte er heiser.

Röhling schlug nach einer Fledermaus, die schräg und unhörbar durch die Luft segelnd, gegen seinen Kopf gestoßen war.

„Ja — aber in was für 'ner Richtung?" fragte er.

„Nun," sprach Eggestorff, „Ihre Mutter hat sie im Park gesehen. So dürften sie in die Haide hinaus sein. Wir können rufen — schießen — holen Sie

Ihre Flinte. Wenn sie draußen sind, werden sie uns hören."

„Also in die Haide," sagte Röhling.

— — — — — — — — — — —

Rupert ging mit Herzklopfen der Kieferschonung zu. Es war gar nicht Linka, die seine Pulse in Bewegung setzte, sondern das Bewußtsein, ein Stelldichein zu haben. Die Persönlichkeit des Weibes, welches dabei in Frage kam, war ihm — unbewußt — so gleichgiltig, daß man ihm diese Persönlichkeit hätte mit einer anderen vertauschen können, ohne daß seine wohlige, erwartende Stimmung sich geändert hätte.

Daß Otto und Gusti ihm aufgelauert hatten und in einer Entfernung von zwanzig Schritt, lautlos und geschmeidig wie zwei junge Panther, hinter ihm drein schlichen, ahnte er nicht. Knackte einmal ein Zweig, rauschte ein Busch, so erschrak er nicht, noch wandte er sich um. Als angehender Jagdfreund dachte er bei jedem derartigen Geräusch in Haide und Wald, es wechsele ein Wild.

Im Park konnte das Mondlicht nur durch Baumwipfel dringen und gab spärliches Licht.

Draußen die weite Haide war vom hellen Schein übergossen; in der Richtung der Torfmoore lag Nebelflor über dem Gelände, der vom Mondlicht durchwirkt

war und bläulichsilbrigen Schleiern glich. Die Stille der Nacht thronte majestätisch über der flachen Weite. Das Nadelwerk des Kiefernbruchs gleißte hie und da metallisch in Licht, aber unter den Wipfeln der niederen Bäumchen war schwarze Finsterniß.

Dem hochgewachsenen Jüngling reichte der werdende Wald bis an die Schultern. Die nachschleichenden Brüder sahen immer das emportauchende Haupt und konnten dadurch auch weiter den Bewegungen der Gestalt folgen.

Endlich verschwand es. Rupert mußte die verabredete Stelle gefunden und sich gelagert haben.

Die Lust, dem Bruder etwas Tückisches anzuthun, war schon zur Hälfte zurückgetreten vor den spannenden Aufregungen einer solchen Verfolgung an sich. Sie kamen sich vor wie Indianer auf dem Kriegspfad, und Einer hätte sich vor dem Andern geschämt, wenn er den Spaß durch ein unvorsichtiges Geräusch verdorben hätte. Ihre Herzen schlugen bis zum Halse hinauf.

Nun erst kam die allergrößte Schwierigkeit: Rupert geräuschlos nahe zu kommen, so nahe, daß sie ihn genau beobachten konnten. Die Minuten, die das kostete, dehnten sich zu Ewigkeiten.

Da endlich war's erreicht. Sie kauerten jeder hinter einer niederen Kiefer, die ihre Aeste noch unmittel-

bar über dem Erdboden aus dem Stämmchen reckte, und konnten ziemlich deutlich Rupert bemerken, welcher auf der Grenzschneise zwischen zwei verschiedenjährigen Schonungen, auf dem Stein saß, der die Bezeichnung des Schlags trug. Der Mond sandte ungebrochnen Lichts einen Strahlenstreifen die Schneise entlang.

Weitere Minuten vergingen. Da kam etwas heran, sorglos und laut. Eine Frauenstimme rief, kaum gedämpft:

„Rupert!"

Und schon zugleich mit seiner fast unhörbaren Antwort: „Hier!" trat Linka in den Lichtstreif. Sie trug weder Hut noch Jacke, der Mondschein fiel auf ihr blondes Haar.

„Jetzt?" raunte Gusti fragend, als er sah, daß Rupert — recht verlegen, was natürlich Gusti nicht beobachten konnte — Linkas Hand nahm und etwas murmelte.

„Noch nicht. Erst muß er sie mal küssen. Sonst ist der Spaß man halb," raunte Otto zurück, in dem, neben der Schadenfreude, auch noch die Neugier brannte, wie zwei Menschen sich denn eigentlich bei einem so nächtlichen Rendezvous benähmen.

Die vier jungen Augen starrten unverwandt auf ihre Opfer, Otto hatte mit weit ausgestrecktem Arm,

mit seiner Rechten Gustis Linke umklammert, damit Gusti nicht am Ende vorzeitig „losgehe".

Plötzlich ließen sie einander frei und richteten sich auf, wachsam, sprungbereit mit einem fürchterlichen Schreck im Herzen.

Drüben aus der anderen Schonung schlich ein Mann heran — es schien, als komme ein Zweiter nach zwischen den Stämmen — der Mann trug einen Knüppel in der Hand und näherte sich Rupert, der mit Linka noch immer zaghaft dastand. Auch Linka konnte den schleichenden Mann nicht sehen.

Aber die Beiden im Busch sahen ihn! Eine Secunde noch — eine athemlose, blitzschnell verstreichende Secunde, und im selben Augenblick, als der Mann den Knüppel hob, erscholl ein Geschrei. Gellende Rufe, fast ein Wuthgeheul — und mit wildem Sprunge, wieder angreifenden Panthern gleich, hingen die Knaben an dem Manne. Der Eine kletterte an seinem Rücken empor und schlug dazwischen mit eisernen Fäusten zu, wohin es traf; der Andere hing sich mit ausgreifenden Händen an die Arme des Mannes und machte ihn ohnmächtig zum Schlagen.

Was, der Kerl wollte ihrem Bruder, ihrem Rupert, etwas anthun! Blind und groß, in fanatischem Eifer loderte die Bruderliebe auf. Sie waren da, Gott sei

Dank, Jeden niederzuhauen, der ihrem Rupert etwas wollte!

In fassungsloser Schnelligkeit entwickelte sich ein tobendes Ringen. Linka stieß einen Schrei aus und lief davon — sie hatte ihren Bräutigam Anders erkannt. Aber noch ehe sich Rupert aus seiner kurzen Schrecklähmung erholen konnte, geschah etwas Neues. Der Zweite, der lauernd im Tann wohl nur Wache hatte stehen wollen, während der Erste den jungen Herrn zerbläute, sprang hervor. Mit bestialischem Zorn sah er den Genossen von den Knaben umklammert, und ein Rachegelüst an der ganzen Sippe gährte sinnlos in ihm auf.

Ein Messer blitzte. Rupert rang verzweifelt mit dem Menschen, dessen brutaler Kraft er nicht gewachsen war. Und da ersah Otto des Bruders Noth. Er ließ sein Opfer, dessen Genick er mit Fäusten schrecklich bearbeitet hatte; und während der Mann nun leicht den Kleinen abschüttelte und feig entfloh, sprang er den neuen Angreifer an. Es war sein wohlgeübter Kniff, sich mit kühnem Satz dem Feind an den Rücken zu hängen. Damit hatte er schon manchen Schulfeind zu Fall gebracht.

Und umdrängt von der Kraft beider Brüder, mußte Blas sein Spiel verloren geben. Thierische Wuth kochte in ihm auf. Eine letzte verzweifelte Wehr — und

einen Herzschlag lang die Hand frei — das Messer blitzte.

Ein Doppelschrei ertönte. Einer der gesättigten Rachgier und einer des wilden Schmerzes.

Rupert lag am Boden, und wie ein fliehendes Raubthier brach der Andere durch die Schonung und verschwand.

Schreiend warfen sich die Brüder über Rupert. Sie küßten ihn und weinten und jammerten und dachten, er sei todt.

„Mein Rupert — mein süßer Jung — Rupert, mach' die Augen auf — Rupert, stirb' nicht — ach, hätt' er mich doch gestochen — nein, mich — Rupert — Rupert.“

So schrieen die beiden Stimmen durcheinander, und das Weinen ging in wildes Schluchzen über. —

Der Mann, der ausgezogen war, seine verwahrlosten Söhne zu suchen, brauchte nicht durch Schuß oder Ruf die nächtige Stille der Haide zu stören. Die Luft hallte wieder von Lärm. Das noch tönende Jammern der Knaben überdrang einen keifenden Zank, den in der Ferne eine Weiberstimme mit zwei Männerstimmen führte und der sich verhallend allmählich verlor.

Der Mann brauchte auch nicht zu suchen nach seinen

verlorenen Kindern. Ihr Geschrei lockte ihn und seinen Gefährten deutlich an die Stätte des Unglücks.

Und nun betrat er sie. Nun sah er den Einen am Boden liegen und die beiden Andern daneben hingeworfen, von Liebe und Gram fast um den Verstand gebracht.

Das Herz schien seine Thätigkeit auszusetzen, die Knie schlotterten, und die ganze Gestalt wankte.

Fritz Röhling stützte seinen Herrn. Der Schwindel ging vorüber — ein Schritt noch — Eggestorff kniete neben seinem Sohn.

Diesmal ließ seine Nähe keine Scheu und kein Verstummen aufkommen. Die Naturgewalt des gemeinsamen Schmerzes machte für die Knaben den Vater ganz einfach zum Genossen. Sie ließen von Rupert ab und hingen sich an den Vater. Sie küßten ihn, und ihre Thränen badeten sein Gesicht.

Er war ihnen Trost, Rettung, Schutz. Er konnte helfen. Es war ihnen, als könne er Rupert wieder lebendig machen.

Fritz Röhling war ein entschlossener Mann.

„Ich laufe, eine Bahre und Leute zu holen,“ rief er und rannte des Weges zurück.

So blieben sie allein. Der ohnmächtige Rupert, die Brüder und der Vater.

Friedvoll schien das Licht der Nacht hernieder. Das Geschrei verstummte, nur noch ein leises Nachschluchzen hob die Brust der Knaben, die eng an den Vater geklammert verharrten.

Waren es nur ihre Thränen, von denen die gramgeschmälerte Wange, der Bart mit den Silberfäden genetzt war? Nur ihre?

Stumme Minuten vergingen, und der Friede, welcher die Folge eines eisernen Entschlusses ist, zog in das Herz des Mannes, der sein Auge groß emporgeschlagen hatte, als sende er ein Gebet oder ein Gelöbniß gen Himmel.

— — — — — — — — — — —

Dann kamen die Leute mit Laternen, einer Tragleiter aus dem Kornspeicher, auf die einige Kisten gelegt waren, und Wein. Fritz Röhling, der seinen Herrn bevormunden zu dürfen glaubte, nahm die Sache in die Hand, rieb Ruperts Schläfen mit Wein, versuchte ihm etwas einzuflößen und stellte fest, daß es sich um einen Stich durch den Oberarm handele, der einen starken Blutverlust hervorgerufen und dadurch eine tiefe Ohnmacht, aber daß die Wunde gewiß bald heile.

Die jungen Seelen, allmählich durch des Vaters Nähe getröstet, jubelten alsbald in neubeschwingtem Muth auf.

„Unser Rupert stirbt nicht? — er wird besser? — oh, wir wollen ihn mitpflegen — Du, Otto, ich schenk' ihm meine Schmetterlingssammlung — nich, Gusti, wenn wir doch noch Perlen finden, schenken wir sie ihm — ich spar' mein Taschengeld und kauf' ihm was Feines — —"

Eggestorff hörte wie im Traum. Waren das die feindlichen Bruder, von denen er in dämonischer Selbstquälerei geglaubt hatte, sie verzehrten einander in Haß? Die Stimme der Natur hatte gesprochen! Die Allgewaltige hatte ihr Recht betont und daß sie ihrer nicht spotten lasse.

Der erste Moment der Gefahr hatte den Haß niedergeworfen, der nur das Erzeugniß der Verwahrlosung gewesen. Mächtig und siegreich war die Liebe auferstanden und hatte sich in Kampf und Muth bewährt.

Während man Rupert sorgsam bettete, erfragte Eggestorff den Hergang.

Mit naivem Eifer erzählte Otto von ihrem Vorsatz, Rupert mal tüchtig zu ärgern, von ihrer Kenntniß, daß er mit der Linka was vorhabe und daß sie ihn hätten dabei belauern wollen. Mit der größten Unbefangenheit berichtete er, daß sie nicht gleich hätten „los" gehen wollen, weil sie doch gern erst gesehen hätten, was bei

solchem Rendezvous eigentlich „los“ sei. „Los“ war nämlich Ottos Lieblingswort.

Der Vater hörte Alles an. Das Blut in den Adern erstarrte ihm.

Dahin war es gekommen — dahin. Ungehindert, wie die Kinder der Straße, trieben sich die Knaben herum und spielten an Abgründen hin, in denen Giftpflanzen wuchsen. Die Knaben, die den Namen trugen, welcher der seine war.

Seinen Namen! An dessen stolzem Ehrenklang er ein Lebenlang rastlos gearbeitet, der ihm gewesen war wie ein Ehrenschild, den kein Flecken trüben darf.

Er hatte sich keine Zeit genommen zur Liebe, keine zum Glück, keine zum Genuß. Für seines Namens Ansehen hatte er gelebt.

Und diese Kinderhände konnten das Gebäude seiner rastlosen Selbstüberwindung zerstören. Ihre Unthaten konnten diesen Namen besudeln, ihre Tüchtigkeit aber ihn fort und fort in Ehren halten.

Schmach oder Ruhm seines Hauses hing von diesen Kindern ab.

Von der Art ab, wie er seine Kinder erzog — —

Hier stockten seine Gedanken. Die Thatsache hatte sich ihm aufgedrängt, daß Nichts, kein Ereigniß, keine

Abneigung, kein Verdacht ihn je vor der Welt und auch nicht vor Gott der Pflicht entheben könne, alle drei Knaben als seine Söhne zu erziehen. Er war und blieb für sie verantwortlich, hier und dort!

Denn selbst wenn er eines Tages den Beweis fand, den heißhungrig ergrübelten und erforschten Beweis, selbst wenn ein Tag ihm die schreckliche Frage beantwortete: welcher? — auch dann blieb seine Pflicht die gleiche. Die gegen seinen Namen und die gegen die Brüder.

Denn sie liebten einander! Der Unfriede war nur die Frucht, erwachsen aus dem Samen der Verwahrlosung.

Und nicht er, der Mann, der ihnen zum Führer gesetzt war, hatte sie jetzt vor dem Aergsten bewahrt. Ein Zufall — aus bösen Gelüsten aufgebaut, hatte sie gerettet.

Wieder schlug der Mann das Auge auf, und es war ein Dankesblick, dem Unerforschlichen in Demuth gegeben.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Rupert rührte sich. In athemloser Spannung beugten die Seinen sich über ihn.

Er schlug die Augen auf. Er sah seinen Vater, seine Brüder. Ein Lächeln spielte matt über sein weißes Gesicht.

„Oh, lieber Vater — meine lieben, lieben Jung's — —"

Und er schloß die Lider.

Nun kamen einige Stunden voll Sorgen und Hast. Der Arzt erschien. Anordnungen aller Art mußten getroffen werden.

Sie gingen vorüber wie im Traum verlebt.

Dann zog die Stille der Nacht in das Haus ein. Niemand wachte mehr, als die Pflegerin an Ruperts Bett und der einsame Mann, der an seinem Schreibtisch saß.

Auf seinem durchfurchten Gesicht lag ein Schein der Ergebung.

Seine Hand hielt ein Briefblatt. Neben ihm brannte eine Kerze. Sein Auge ruhte auf dem Papier, ohne daß er die Schrift daraus las noch sah. Erlösende Gedanken gingen durch sein Inneres. Fast formten seine Lippen sie zu lautlosen Worten.

„Was Du mir auch gethan, Weib meiner Jugend — ob Du schuldig seiest oder nicht — welch' Geheimniß sich hier birgt — ich will, daß es fortan begraben sei."

Und er hielt das Briefblatt an die Kerze. Das Papier loderte auf.

Die reine, hellflackernde Flamme verzehrte die Spuren einer vielleicht begangenen Schuld. Die Spuren inneren Leidens aus dem Gesicht des Mannes freilich vermochte nichts mehr zu tilgen. Seine Züge blieben gramvoll, sein Auge scheu.

Aber seine Stirn war wie von Eisen und was sein Sinn einmal als Pflicht erkannt, hielt er ehern fest. —

Die, welche an seinen Leiden und an der Vergangenheit schuldlos waren, sollten nicht für Beides gestraft werden.

Und mit der Morgenröthe zog der Geist des Friedens in das Haus — der gute Geist, unter dessen Athem sich Kinderseelen fröhlich und glücklich entfalten.

Eine Tragödie.

Die ganze Welt schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, Niemand konnte begreifen, wie das nur möglich gewesen war. Und Niemand vermochte, so viel man auch tuschelte, fragte, hin- und herrieth und das intimste Leben der beiden Menschen zu erforschen suchte, an ihm oder an ihr einen Flecken zu entdecken. Und das wollte viel sagen, denn die Phantasie guter Nachbarn und getreuer Mitbürger schwebt niemals zu rosigen Höhen empor, sie verliert sich gern in schwarzen Abgründen.

Daß es ein Drama war, darüber mußte sich alle Welt einig sein. Wenn man im Theater sitzt, kann es zuweilen ganz angenehm schaurig und rührselig auf's Gemüth wirken, sich über so ein Drama auszuweinen. Man sieht doch auch, wie da Alles sich klar und schrecklich entwickelt, und wenn sich das Entsetzen und die Leichen auf der Bühne häufen, wächst das behagliche Bewußt-

sein, daß es in den eigenen vier Pfählen denn doch friedlicher zugeht.

Aber so ein Drama, das Niemand versteht, wo man nicht den allermindesten Grund für das traurige Ende einsieht — nein, das ist nicht mehr zum Beweinen, das ist zum Empören.

Und die ganze Stadt war empört. Sie vergaß eben, daß die Tragödien, welche sich im Leben abspielen, selten in fünf knappe, den Abend füllende Acte zusammen zu fassen sind. Sie haben immer weniger Aehnlichkeit mit einem scharfen Schwertstreich als mit schleichendem Gift. Sie spielen sich in verborgener Stille ab, und nur ihr Ende gleicht einem verzweiflungsvollen Aufschrei. Kein Blut fließt in ihnen, sondern nur heimliche Thränen. Kein Mordstahl blitzt — aber harte Worte und kalte Blicke haben auch tödtliche Kraft.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Julian sich mit Carla verheirathete, fanden Beide ihre ehrlichen Neider, denn Beide hatten zu den vielbesprochensten und begehrtesten jungen Menschen ihres Kreises gehört. Aber man mußte zugeben, daß sie für einander paßten, als habe das Geschick sie ausdrücklich für einander bestimmt. Beide besaßen eine glänzende Lebensfreudigkeit, das Vergnügen, welches sie so offenbar am eigenen Dasein fanden, theilte sich unwillkürlich

Anderen mit. Sie verbreiteten die liebenswürdige Fröhlichkeit, von welchen ihre Seelen erfüllt waren, unbewußt um sich. Ihre äußere Lebenslage, ohne von glänzenden und gefährlichem Reichthum übergoldet zu sein, war doch sorglos genug, um ihnen die angenehmsten Formen des Seins zu gestalten. Sie kauften sich eine Villa vor der Stadt, so weit draußen, daß der Besitz schon eine gewisse Einsamkeit bedingte, denn im ersten Rausch ihrer Liebe hatten sie den Glauben, daß sie nun niemals mehr irgendwen und irgendwas brauchten, außer eben dieser Liebe.

Und da draußen fingen sie eine fröhliche, thörichte Wirthschaft an. Wie Kinder mit einer Puppenküche spielen, so spielten sie mit ihrer Häuslichkeit. Sie räumten und kramten mit ihren Möbeln, Stoffen und Nippes Wochen lang umher, und immer wieder fiel ihnen eine noch schönere Anordnung der Dinge ein. Sie kümmerten sich um den Speisezettel und die Bereitung von Suppe und Gemüse, und eines Tages stand die Köchin lachend dabei, als Julian seiner kleinen Frau die Handhabung einer Mandelreibe erklärte, von welcher er selbst nur einen falschen Begriff hatte.

Aus dem lustigen Spiel erwuchs der kleinen Frau aber ein ehrliches und eifriges Interesse an ihrer Wirthschaft. Sie beschloß, bei der alten Köchin, einer treuen

Person, welche lange in der Familie gedient hatte, kochen zu lernen. Julian fand seine Frau mit der großen, schönbestickten Schürze über dem feinen Morgengewand bezaubernd, und die ersten Gerichte, von ihrer Hand bereitet, wurden voll Feierlichkeit aufgetragen, voll Andacht verzehrt, mit Begeisterung gelobt und mit Küssen belohnt. Nach wenig Wochen war aus dem Vergnügen für beide Theile eine Gewohnheit geworden. Carla glaubte, daß es in der Küche drüber und drunter gehen werde, wenn sie nicht selbst immer nach dem Rechten sähe, und Julian nahm die Fürsorge seiner Frau, soweit sie seinen Magen betraf, als etwas Selbstverständliches hin.

An einem schönen Sonnentag wurde das Ehepaar durch einen Eilbrief von guten Freunden aufgerufen, sich schleunigst zu einer gemeinsamen Partie nach einem wenige Meilen entfernten Waldsee am Bahnhof einzufinden.

„Wie schade,“ sagte Carla, „wenn ich das nur vorgestern gewußt hätte! Aber nun haben wir einmal die Erdbeeren zum Einmachen bestellt, und ich kann dieselben nicht bis morgen liegen lassen.“

Julian war erstaunt.

„Aber bei Deiner Mutter hat doch auch die Kathrin dergleichen allein besorgt,“ meinte er lächelnd.

„Nein, nein, es ist das erste Mal, und ich will es lernen.“

„Du kannst es nächstes Jahr lernen."

„Ach bitte, laß mich doch."

Und Julian ließ sie. Er fuhr allein — verstimmt daß sie ihn allein hatte gehen lassen, während Carla verstimmt blieb, daß er es über sich vermocht hatte, allein zu gehen. Er hätte zu Hause bleiben können — was sie in der Wirthschaft that, geschah doch im Grunde für ihn — bildete sie sich ein.

Das Wiedersehen am Abend glich einem Begegnen nach jahrelanger Trennung. Julian hatte sich ganz vortrefflich unterhalten, aber bei Carla's Anblick däuchte ihm, daß sie ihm doch sehr gefehlt habe. Und er sagte es ihr. Sie gestand, daß sie ihm sein Fortgehen verübelt habe, worauf er ganz logisch fragte, was er denn allein in seinen Zimmern habe machen sollen, während sie mit den Erdbeeren und Kathrin in der Küche gewesen.

Hernach wurden sie Beide sehr nachdenklich. Der erste kleine Hauch von Prosa war über ihr Zusammenleben hingegangen.

Sie saßen noch spät zusammen auf. Carla sah zuweilen heimlich den Gatten an. Er lag mehr, als daß er saß in einem Lehnstuhl, der seitwärts an den Tisch geschoben war, damit das Licht der Lampe von links her in das Zeitungsblatt falle, welches Julian in den

Händen hielt. Dabei fiel ihr ein, wie sie ihn zuerst gesehen: die hohe, geschmeidige Gestalt, im Gesellschaftskleid — und der Frack stand ihm auserlesen gut — das edle Gesicht von freudiger Ueberraschung verklärt. Sie erinnerte sich ganz genau, daß seine bräunlich blassen Farben, sein warmes dunkles Auge, seine regelmäßigen Züge ihr den Eindruck einer großen Schönheit gemacht und daß sie gar nicht fand, was sie vorher von Julian gehört, nämlich daß er etwas Weichliches im Wesen habe. Heute Abend, wie er so schweigend und scheinbar lesend drüben am Tische saß, fiel es ihr zum ersten Male auf, und sie glaubte auch zu erkennen, daß es an der Art lag, wie sein dickes braunes Haar ihm in die Stirn fiel, wie er mit einer etwas eitlen Geberde den weichen, rostbraunen Schnurrbart strich.

Julian las nicht. Es war ein unbestimmtes Unbehagen in seiner Seele, ein Gefühl von grundloser Erkältung gegen Carla, denn für ihren jugendlichen Uebereifer in der Wirthschaft konnte er ihr um so weniger zürnen, als er sich ja auch ohne sie vortrefflich unterhalten hatte. Er zählte sich alle Vorzüge seiner Frau auf, und zuweilen huschte sein Blick zu ihr hinüber. Sie machte eine feine Handarbeit, die weißen, eleganten Hände sahen aber ein wenig sonderbar heut' aus: an den Fingerspitzen, die er so oft voll Begeisterung ge-

küßt, waren Spuren des rothen Erdbeersaftes geblieben, die vor keiner Seife hatten weichen wollen. „Erdbeeren,“ dachte Julian, „heute Erdbeeren — aber es kann eines Tages eben so gut Zwiebelgeruch sein.“

Er sah Carla im Gewande von damals vor sich: in weißem Tüll, wie eine Frühlingsgöttin von Apfelblüthenzweigen umrankt, im blonden Haar kein Schmuck — gerade, wie er es liebte — das süße, junge Angesicht mit den strahlenden dunklen Augen zu ihm emporgewandt.

Er seufzte.

Und da sprang sie auf und lief um den Tisch, kniete vor ihm, und ihren Blondkopf an seine Brust drängend, sagte sie leise:

„Wir haben uns eben Beide mit dummen Gedanken gequält — haben wir nicht?“

Ja — sie hatten. Ihr Feingefühl bezauberte ihn.

Sie blieben in schweigender Zärtlichkeit beisammen. Sie war zu jung, und es lag nicht in seiner Art, sich seelisch zergliedernden Grübeleien hinzugeben, so konnten sie sich Beide nicht deutlich klar machen, was erkältend durch ihre Herzen gegangen war, und nun, dies erste Mal sogleich, unter ihren gegenseitigen Küssen, wieder schnell verflog.

Die Poesie des Brautstandes und der jungen Ehe fing an, sich in die dauernde, nüchterne Wirklichkeit des Alltags umzuwandeln. Sie hatten sich an ihren gegenseitigen Besitz gewöhnt. Die Krisis begann sich zu melden, welcher keine Ehe entgeht. Anstatt sich gegenseitig kritiklos anzubeten, sollten sie versuchen, ihre Vorzüge und Fehler kennen zu lernen, sich mit diesen zu verständigen, sich zu erziehen.

Sie schoben ihre eben überwundenen Unglücksgefühle nur auf die Trennung und beschlossen, sich nie mehr zu trennen, selbst nicht auf Stunden.

In Folge dieses thörichten Entschlusses ließ Carla ihren Antheil an der Wirthschaft, fuhr Julian nicht in die Stadt, ohne seine Frau mitzunehmen, ritt nicht mehr aus, weil der Arzt Carla für jetzt das Reiten verboten hatte, und Beide lehnten alle Einladungen ab. In vier Wochen fühlten sich Beide unaussprechlich ermüdet und hätten es doch empörend gefunden, wenn man ihnen gesagt haben würde: „Ihr langweilt Euch mit einander."

Zwei Gatten, die sich so innig lieben — und Langeweile! Undenkbar.

Natürlich war es Julian, dessen stärkeres Temperament zuerst den selbst auferlegten Zwang durchbrach.

Es war Herbst geworden, und in demselben Hause, wo Julian und Carla sich einst kennen gelernt, fand ein Ball statt. Es war derselbe Ball, den der Oberst von Schlottheim jedes Jahr Ende Oktober gab, und es fand sich auf demselben die ganz gleiche Gesellschaft zusammen wie alle Jahre. Nur daß diesmal Carla fehlte, die vor zwei Wintern dort zuerst erschienen und nun durch Unpäßlichkeit am Kommen verhindert war.

„Wir werden die Einladung ablehnen,“ hatte sie gesagt.

„Der Oberst wird es übelnehmen, er ist noch immer stolz darauf, daß Du und ich uns bei ihm gefunden haben,“ meinte Julian.

„Gerade weil wir uns dort kennen lernten und dort vorigen Herbst als Brautpaar so gefeiert wurden, sollte es Dir schmerzlich sein, allein hinzugehen,“ sagte Carla mit zitternder Stimme, denn sie war neuerdings etwas weinerlich, was Julian immer reizte, obschon er sich sagte, daß er Geduld haben müsse.

„Die Veranlassung Deines Fernbleibens ist schließlich doch keine traurige,“ sprach er. „Ich möchte wirklich einmal heraus. Zeig' mir den Ehemann, der so treulich bei seinem Frauchen das Haus hütet.“

So ging er. Das Ankleiden schon machte ihm ein ungeahntes Vergnügen. Wie oft war früher der Frack

mit Seufzern und Donnerwettern aus dem Schrank geholt, denn Julian hatte ein wenig die Rolle des Löwen innegehabt, ohne den keine Gesellschaft in der Stadt und Umgebung stattfinden konnte. Nun war es seit der Trauung das erste Mal, daß er sich in den Frack warf.

Er besah sich lächelnd und lange im Spiegel. Er dachte daran, daß er früher doch ein wenig der gefährliche Concurrent für die anderen jungen Männer der Gesellschaft gewesen war. „Ja, ja, das ändert sich, wenn man verheirathet ist. Macht aber nichts — Carla ist mehr werth, als alle kleinen Salonerfolge dieser Welt."

Mit diesem nagelneuen Gedanken ging er zu Carla hinüber, die in ihrem Salon lag. Sie staunte ihn an, und langsam wurde sie roth. Sie zog die bunte Decke von ihren Knieen hoch bis an's Kinn, denn vor dem schönen, eleganten Manne kam sie sich so häßlich in ihrer etwas vernachlässigten Kleidung vor, so alt in ihrer unordentlichen Haartracht; sie hatte Kopfweh gehabt, die Stirn in die Kissen gebohrt und nachher nasse Tücher auf den Kopf gelegt, so daß ihr Haar sehr verworren aussah.

Julian, durch das Bewußtsein, vortrefflich auszusehen, in beste Stimmung versetzt — was so menschlich als verzeihlich war — küßte sein Frauchen etwas gönnerhaft auf die Stirn.

Carla, durch das gegentheilige Bewußtsein beschämt, traurig über sein Fortgehen — was auch so menschlich als verzeihlich war — fing an zu weinen.

Und indem in diesem unglücklichen Augenblick jeder einer kleinen Schwäche nachgab, wurde er so inhaltsschwer, daß er den ganzen Abend in Beiden nachwirkte.

Die junge Frau richtete sich halb auf, legte, sich stützend, den Ellbogen und die Hand auf die Langlehne ihres Ruhebettes und horchte gespannt, wie der Mann draußen seinen Pelz umnahm, mit dem Diener sprach und zur Hausthür schritt. Ob er nicht noch einmal zurückkehren würde, wiederholten Abschied zu nehmen? Die Stärke ihres Wunsches mußte ihn doch zurückzwingen — sie bildete sich das so fest ein, daß sie mit einer befehlshaberischen Gewalt dachte: „Kehr' noch einmal um.“ Indessen ging die abergläubische Stimmung schnell und ohne Erfolg vorüber: Julian kehrte nicht zurück, man hörte seinen Wagen fortrollen, und Alles wurde still.

Carla sank weinend zurück und sagte halblaut vor sich hin:

„Er ist ein Egoist.“

Vor dem Ton ihrer Stimme erschrak sie, es kam ihr vor, als thue sie etwas Verrücktes, indem sie so mit sich selber spreche. Sie fing an, sich zu kritisiren und

endete mit dem Schluß, daß es zwar nicht sehr liebevoll von Julian sei, sie zu verlassen, daß Männer aber mehr Zerstreuung brauchen, als Frauen, und daß alle Männer Egoisten seien. Eine billige Alltagsweisheit kann sehr beruhigend wirken, und so beruhigte sich Carla mit allen Gemeinplätzen, die sie je gehört oder gelesen.

Julian fuhr auf den Ball. Seine Seele war von herzlichem Mitleid erfüllt. Die Launen und Nervositäten seiner kleinen Frau dauerten ihn aufrichtig. Sie waren nicht sehr schön und auch im Zusammenleben nicht so recht bequem, aber sie waren doch nur die Kehrseite der Medaille, die sonst von eitel Gold erschien. In jedem Bilde muß ein wenig Schatten sein, sonst würde es weder Tiefe noch Glanz haben. Und überdies: Carla war zur Zeit leidend, bald würde sie wieder so anmuthig und fröhlich sein wie ehedem.

Fast reute es Julian, auf den Ball gefahren zu sein; mit einer Miene, die wenig Festesfreude verrieth, begrüßte er den Hausherrn und die Dame und zog sich zurück. Er stand in der Thür zu einem Nebenzimmer und sah gedankenvoll in den Saal hinein, die Hände mit dem Chapeau claque hinter sich auf dem Rücken, die linke Schulter leicht gegen den Thürpfosten gelehnt.

Wie thöricht und unnütz das Lachen, Schwatzen, Herumkreisen all der Leute. Was konnte ihm das noch

bieten, nachdem er die reinen Freuden des Familienlebens kennen gelernt hatte.

Allmählich sah er in dem Gewirr von Uniformen, Fracks und Ballkleidern auch Menschen. Erst die ihm besonders Bekannten, dann Alle. Er kannte jedes Gesicht. Er beobachtete all die kleinen Situationen und Beziehungen von einst — Alles dasselbe. Noch immer versuchte Fräulein von Schlottheim durch entgegenkommendste Liebenswürdigkeit den Hauptmann Bärwald zu einer Erklärung zu ermuntern, noch immer erschien der kleine Assessor als Planet der stolzen Festessonne, der Baronin Boddien, noch immer saß die gute Mutter Lersen an der Wand und beobachtete von fern mit kaum verhehlter Spannung die Tänzer ihrer drei Töchter, noch immer trug die kleine Frau Regierungsräthin ihr zum unendlichsten Mal aufgearbeitetes Brautkleid als Staatsrobe. Wie fade.

Julian lächelte ein wenig, als er jede elegante Frau musterte, so eine nach der anderen, als seien sie für ihn aufgereiht. Seine Gedanken faßte er in einer stummen, burschikosen Anrede zusammen: „Ihr imponirt mir nicht mehr mit Eurer Eleganz, denn ich weiß jetzt, wie die Frauen im Hause manchmal aussehen.“ Und ihn durchrieselte ein gelindes Grauen, als er sich die Baronin Boddien im nachlässigen Morgenrock mit zerzaustem Haar

auf der Chaiselongue vorstellte, so wie er vorhin Carla gesehen.

Plötzlich wurde er auf einen Herrn aufmerksam, der sich mit ersichtlichem Vollgefühl von eigener großer Bedeutung durch die Gruppen bewegte, hier und da eine Dame anredend, einem jüngeren Cavalier wohlwollend auf die Schultern klopfend. Es war ein eleganter Mensch mit einer hohen, wenn auch nicht sehr schlanken Gestalt, auf welcher ein sehr hellblondes Haupt saß. Er trug ein Monocle und an demselben ein unnöthig breites schwarzes Band, welches über die Wange und den schön gepflegten Lohengrinbart herabfiel. Die Haare waren ihm als Franzen in die Stirn hinein gekämmt, und unter dieser niederen Stirn standen ein paar wasserhelle, unbescheidene Augen.

„Der ganze Kerl nach wie vor eine Caricatur," sagte sich Julian, verfolgte indessen das Auftreten desselben doch mit wachsender Spannung, der sich schnell ein unbestimmtes Aergergefühl beimischte.

Wahrhaftig, dieser Mensch, der früher vergebens darnach getrachtet, sich neben Julian als „zweiter Held" zu behaupten, schien sich als „Julian Nachfolger" im Salon etablirt zu haben. Und obendrein hatte er seinem Vorgänger allerlei kleine Züge des Gebahrens abgelauscht. Wie unglaublich anspruchslos und kritiklos mußte die

Gesellschaft sein, wenn ihr dieser geistlose Geck, dieser fade Brandow ebenso zu imponiren vermochte, wie vordem Julian.

Allerlei schmeichelnde Erinnerungen kamen ihm. Reizend war es doch gewesen, dies Gefühl, wenn er den Ballsaal betrat im Bewußtsein, daß mehr als ein Frauenherz ihm entgegenfiebere, daß aller Augen ihn verfolgten, wenn er ging, sich eine Tänzerin zu wählen, und daß die Erwählte dann von sämmtlichen Mädchen und Frauen beneidet wurde. Eigenartig prickelnd war doch auch seine Stellung gewesen als heirathsfähiger Mann, als sehr erwünschte Partie. So ein bischen vom Hochgefühl des Gnadenspenders hatte man damals in sich gehabt — wie am Ende mehr oder weniger jeder ledige Mann, der nur einige angenehme Eigenschaften hat. Daß man es „mehr", ja im höchsten Grade hatte haben können, war eine gütige Schickung der Natur gewesen.

Julian seufzte ein wenig.

Das war vorbei. Als alter Ehemann sank er in eine bedeutungslose, uninteressante Stellung herab. Niemand kümmerte sich um ihn, kein Frauenherz schlug höher.

Nun, das waren am Ende auch nur vergängliche Eitelkeiten gewesen, mit denen man sich, als ernsterer Mensch, nicht immer befriedigt hätte fühlen können, ja

deren er schon recht überdrüssig gewesen. Carlas Liebe war mehr werth als das Alles.

Nein, das war denn doch zu stark. Die geistvolle, verwöhnte Eva Haller würdigte sogar diesen Brandow einer besonderen Beachtung? Julian sah ganz genau, wie die Beiden zusammen lachten und flüsterten, wie sie sich offenkundig mit jener unbestimmten und doch klar bemerkbaren Vertrautheit gebahrten, die auf ein von der Gesellschaft gekanntes und stillschweigend anerkanntes „Kokettirverhältniß" schließen ließ.

Bevor er Carla gesehen, war er der Freund von Eva Haller gewesen. Er hatte mit ihr zusammen die Gesellschaft ein wenig regiert und immer in Bewegung gehalten. Ohne sie und ihn, die beiden leitenden und erfindungsreichen Geister, gab es kein Fest. Sehr genau erinnert er sich des Tages, wo er Frau Eva Haller seine bevorstehende Verlobung mit Carla mittheilte.

Sie hatte gelacht, etwas nervös und gezwungen und gesagt:

„Ich bin zu geschmackvoll, um über den Verlust eines Freundes sentimental zu werden."

Aber sie war offenbar so geschmacklos gewesen, dem Brandow Julian's Stelle in ihrer Beachtung einzuräumen.

Die magnetische Gewalt, welche Carla ihren Gedanken vorhin vergebens gewünscht, mußte jetzt wohl Julian's Blicken eigen sein. Die lachende Frau wandte plötzlich voll ihr Gesicht der Thüre zu, wo Julian stand, und da sie ihn erkannte, nickte sie lebhaft und winkte mit der Hand einen Gruß nach Männerart.

Sie sah ganz unverändert aus: das etwas scharf geschnittene Gesicht durchleuchtet von der Lebhaftigkeit ihres Temperamentes, das blonde Haar durch gelblichen Puder glanzlos und bauschig gemacht, so daß es sich nur widerspenstig in den griechischen Knoten fügte, die psychenhaft zarten Schultern tief entblößt. Ihre kurzsichtigen Augen kniff sie noch immer schnell zusammen, wenn sie etwas sehen wollte, und sah dann noch immer so hochmüthig und blasirt aus, daß alle Anfängerinnen sie um diesen Ausdruck beneideten.

Sie beendete mit herrischer Laune das Gespräch und kam geradeswegs auf Julian zu, der vielleicht aus Trotz, vielleicht aus einem ihm völlig neuen Gefühl der Unsicherheit heraus, sich nicht vom Fleck rührte.

Nun stand sie vor ihm.

„Guten Tag," sagte sie, „Ihr Hochmuth hat im Ehestand Dimensionen angenommen, die ihn der Unhöflichkeit nahe kommen lassen. Ich gehe auf Sie zu, und Sie bemühen sich mir nicht einen Schritt entgegen."

„Ich fürchtete," antwortete er langsam, „die Eifersucht des Herrn von Brandow zu erregen. Und da der arme Mensch früher so viel durch mich gelitten hat, will ich ihm jetzt das Licht nicht verkümmern, in dem er sich sonnt."

„Wie gnädig mit dem armen Brandow," meinte sie spöttisch.

Er sah sie genau an. Die Grazie ihrer Erscheinung war die gleiche geblieben, ihr schlanker, magerer Körper war in Spitzen und Seide gehüllt, die eine gewisse Fülle heuchelten; die zarten, marmorweißen Schultern aber bekundeten, daß die Gestalt mehr die eines halbwüchsigen Mädchens, denn die einer reifen Frau war. Er verspürte auch deutlich den Heliotropduft, der sie umschwebte.

Und seine Phantasie spielte ihm einen ruchlosen Streich: er sah plötzlich Carla daneben, mit Compressen auf der Stirn, verweinten Augen, von einer Atmosphäre von Riechsalz umgeben.

„Haben Sie mich genug studirt?" fragte sie in ihrem schnellen, kecken Ton.

„Wenn man alte Freunde nach langer Zeit wiedersieht, darf man sich schon das Recht nehmen, sie genau zu betrachten."

„Daß wir uns so lange nicht gesehen haben, ist allein Ihre Schuld. Warum haben Sie mich nicht mit Ihrer jungen Frau besucht?

„Wir haben nur die ganz nahen Verwandten und Freunde meiner Frau besucht, da wir für unsere junge Ehe die Stille suchten," sprach er etwas befangen, denn Carla hatte sich geweigert, die Frau zu besuchen.

„Haben Sie draußen in ihrer einsamen Villa zusammen Lämmer an himmelblauen Bändern gehütet und Wiesenblumen gepflückt?" fragte sie und sah ihm gerade in die Augen.

„Jawohl," sagte er, ihreu Blick fest erwidernd, „genau das. Vom Morgen bis zum Abend."

„Von einer so poetischen Beschäftigung sollte Ihrer Erscheinung etwas Duftiges anhängen geblieben sein," sagte sie, „indeß man merkt nichts."

„Sie finden mich unverändert?" fragte er.

„Das wollte ich damit nicht sagen. Im Gegentheil. Die Ehe und das Lämmerhüten ist ihnen nur zu gut bekommen. Sie sind stärker geworden. Ihrer Person haftet jetzt eine gewisse solide Behäbigkelt an."

Julian empfand einen Aerger, der fast einem Schmerz glich. Er sollte stärker geworden sein — welcher Mann hört das gern, der immer ein wenig eitel auf sich gewesen ist. Und solid-behäbig sollte er aussehen — wie

Gevatter Bäcker und Bierbrauer — empörend. Aber sie sollte den Triumph nicht haben, ihn gekränkt zu sehen.

„Wohl möglich," sagte er ruhig, aber mit absichtsvoller Betonung, „der Geist der Häuslichkeit ist ein guter Geist. Und sein Wesen ist die Beständigkeit, der Ernst. Und nur die eigene Frau versteht einen so zu würdigen, daß sie zum Beispiel nicht im Stande wäre, sich nach mir für einen Brandow zu begeistern."

Eva Haller tippte ihn mit ihrem Fächer gerade auf sein Vorhemd, und zwar ganz ungenirt so kraftvoll bohrend, daß er den Druck empfand.

„Erstens," sagte sie, nicht im Mindesten geärgert, „bin ich nie für Sie begeistert gewesen, sondern wir waren nur gute Kameraden. Zweitens kenne ich auch den Geist der Häuslichkeit: wenn er über die Schwelle eines Hauses kommt, hat er Rosen in den Händen und Myrten auf dem Haupt. Aber wenn man ihn dann bittet, sich's gütigst innerhalb der vier Pfähle gefallen zu lassen, hat er Schlafschuhe an, eine Küchenschürze vor und ein Portemonnaie in der Hand."

Julian schwieg. Ihm schnürte etwas die Kehle zusammen.

„Immerhin freut es mich, da ich wirklich viel von Ihnen halte, daß das Experiment so gelungen ist."

„Welches Experiment?"

„Nun, Ihre Heirath.“

„Scharf antwortete er:

„Ein so edles, wohlerzogenes, reines Wesen wie Carla zu heirathen, kann immer nur ein Glück, nie ein Experiment sein.“

Sie zog die Schultern ein wenig hoch.

„Ach — ach,“ sprach sie völlig ungerührt weiter, denn es gab nichts, womit Eva Haller sich aus der Fassung und von ihrem Gedankengang abbringen ließ, „gerade für Männer wie Sie, die, ohne es zu wissen, an tägliche prickelnde Sensationen gewöhnt sind, ist eine so vortreffliche, edle Frau nun schon gar nicht. Carla erschien mir viel zu gut für Sie. Ich fürchtete, Sie würden sich vor lauter Tugend- und Familienglück bald rasend langweilen. Je vielseitiger ein Geist, je mehr Nahrung muß er haben, sagte ich mir. Gott sei Dank, daß ich mich geirrt habe.“

Sie schüttelte ihm die Hand und hatte ihre boshafte kleine Freude daran, daß es für Julian unentschieden blieb, worin sie sich geirrt: ob in der Vielseitigkeit seiner geistigen Bedürfnisse, oder in Carla's Fähigkeit, dieselben zu befriedigen. Denn sie kannte Julian genauer als er sich selbst und wußte, wo man ihn anzupacken hatte. Sie verfolgte gar keine bestimmten Zwecke bei ihren Reden, außer dem einen, sich ein wenig

zu rächen dafür, daß Carla und Julian ihr keinen Besuch gemacht hatten, welche Thatsache viel besprochen worden war. Und ihre Souveränität liebte es nicht, anders als neidvoll besprochen zu werden.

Julian sah sie fortgehen und sagte sich, daß er hier nicht länger als Säulenheiliger stehen könne, sondern daß er sich unter die Gesellschaft mischen und der schnöden Frau zeigen müsse, daß er über der „soliden Behäbigkeit" noch nicht die Fähigkeit verloren habe, ein angenehmer Gesellschafter zu sein.

Und da machte er denn eine Erfahrung, die ihn vor dem Gespräch mit Eva Haller auch unangenehm, aber doch nicht so geradezu peinvoll berührt hätte. Er mußte sich zwingen, über Banalitäten mit der Miene des Interesses zu plaudern, er fand auf Scherzworte nicht gleich einen geschickten Gegenschlag, er sah sich ununterrichtet über manche Frage, die augenblicklich von Allen mit Eifer besprochen ward.

Vorhin hätte er geglaubt, daß er eben weniger oberflächlich, daß er ernster geworden und nur noch an wirklich wichtigen Lebensfragen Antheil fühlen könne. Jetzt erschrak er und stellte eine Schwerfälligkeit an sich fest, die nur aus einem träg gewordenen Geist kommen konnte. Er verlor sich in Furcht, eine üble Rolle zu spielen, ward darüber immer einsilbiger und mußte sich

in der That mit gnädigem Bedauern von der schönen Boddien sagen lassen, daß er sich sehr verändert habe.

In einer unglücklichen Stimmung fuhr er heim. Im Hause war noch Licht. Carla die sich eingebildet, er werde sie nicht für lange verlassen, hatte auf ihn gewartet.

Er verwies ihr solche sentimentale Thorheiten, sagte, daß ihr Wachen böse Aehnlichkeit mit einer Controle habe und daß er so wie so schon genug unzarte Redereien über sein Pantoffelheldenthum habe anhören müssen.

Sie stritten sich heftig. Carla bekam einen Weinkrampf, worauf Julian erschreckt und voll Scham sie in seine Arme zog, bis ihre Thränen endlich unter seinen flehenden, reuevollen Worten versiegten.

Am andern Morgen erzählte er ihr mit komischer Färbung des Vortrags sein Gespräch mit Eva Haller und die an sich gemachte Beobachtung beginnender Schwerfälligkeit. Carla mußte einsehen, daß sie es sich selbst schuldig war, ihren Gatten nicht mehr so ganz an's Haus zu fesseln. Auf Verlangen sah Carla ziemlich Alles ein, was Julian von ihr forderte.

„Später," sagte er zärtlich, „später wenn Du erst ganz hergestellt bist, dann gehen wir zusammen in die Welt, und Jedermann soll uns dann das große Glück ansehen, welches unser ist."

So blieb Carla denn fortan allein zu Hause und wartete in träger Träumerei auf das „große Glück". Und während Julian sich bemühte, seinen Ruf als unwiderstehlich liebenswürdiger Mann wieder herzustellen, und Carla nur mit sich und ihren Zukunftsgedanken beschäftigt war, lebten sie sich auseinander, ohne daß es ihnen auch nur einmal zum Bewußtsein kam. Man befand sich ja in einem Ausnahmezustand, und Julian konnte unmöglich Antheil für seine kleinen Erlebnisse in der Gesellschaft von Carla verlangen, und Carla durfte nicht erwarten, daß ein Mann Interesse hat für all die kleinen Sorgen, mit denen sie beschäftigt war. Mit dem Frühling würde von selbst Alles anders werden und wieder gerade so wie in den ersten Monaten ihrer Ehe. —

Das „große Glück" kam in Gestalt eines kleinen gesunden und wohlgebildeten Knaben. Mit dem Frühling erschien er und erfüllte das Herz der jungen Mutter mit einer schier trunkenen Seligkeit.

Julian benahm sich etwas unbeholfen in seiner neuen Vaterwürde. Nachdem die ersten Aufregungen vorüber waren, kam es ihm beinahe komisch vor, daß er der Vater von dem kleinen, unaussprechlich häßlichen Lebewesen sein sollte, welches doch beinahe einem neunzigjährigen Greis glich, und dessen Bewegungen ihn

verzweifelt an das stoßende Hüpfen eines Frosches erinnerten.

Als Carla ihm mit einem seligen Lächeln zuflüsterte, ob er den Jungen nicht bezaubernd fände — das Kind war zwei Tage alt — sagte er offen, daß er dazu mit dem besten Willen nicht im Stande sei, sondern sich ein Baby so häßlich nicht gedacht habe.

Carla begann zu weinen, in beleidigtem Muttergefühl zu zittern und zu fiebern. Hierauf kam Julian sich zwar wie ein Verbrecher vor, konnte aber innerlich seine Meinung mit dem besten Willen nicht ändern.

Die ältere Schwester Carlas, die von weit her gekommen war, um der jungen Mutter beizustehen, sprach ein vernünftiges Wort mit Carla und Julian.

Ihr sagte sie, daß Männer erst immer allmählich in das Vatergefühl hineinwachsen, daß man nicht auf einmal heftige Liebe für das Kind fordern dürfe; ihm sagte sie, daß er die kleine, rührende Muttereitelkeit zu schonen habe, daß seine Kritik des neuen Weltbürgers zwar gerechtfertigt sei, daß er sich aber binnen wenig Wochen selbst bei reizbarer Vatereitelkeit ertappen werde.

Dies erschien Julian zwar unglaubhaft, indeß bezwang er sich, trat öfters an die Wiege, beugte das Haupt auf das schlummernde Kind herab und sagte: „Na Du kleiner Kerl!“ oder: „Ein famoser Bengel,“ oder: „Ein

strammer Junge.“ Carla sah mit großen, mißtrauischen Augen zu. Wie ließe eine Frau, eine Mutter sich täuschen von dem Mann, den sie liebt! Daß er mit diesen drei Redensarten unbewußt abwechselte, erregte sie aber mit der Zeit so, daß sie eines Tages bitter sagte:

„Gieb Dir keine Mühe, zu lügen. Du liebst das Kind nicht. Es stört Dich — es beeinträchtigt Deinen — Deinen —“

Sie hatte sagen wollen „Egoismus“, hielt das schlimme Wort aber zurück. Julian war nicht neugierig auf die ihm zugedachte Kränkung, er fühlte sich schon so gekränkt genug, denn sein Wille, Carla durch die Bewunderung des Kindes wohl zu thun, war ein ehrlicher gewesen.

Aber Carla wollte jetzt selbst gar keine Rücksicht, sie wollte nur das Kind geliebt wissen.

Mit einem Gefühlsüberschwang, der an Fanatismus grenzte, sah sie nicht ein, daß ihr Befinden, ihre Gesundheit, ihre Pflege noch viel wichtiger für Julian war, als das Gedeihen des Kindes, und daß der Gatte Recht hatte, sie zu schelten, wenn sie sich um des Kindes willen unnöthig der Ruhe beraubte.

Die verständige Schwägerin tröstete wieder. Das gäbe sich und komme Alles in das rechte Maß. Einst-

weilen sorgte sie dafür, daß es bei den seelischen Zurücksetzungen blieb, und machte Julian das Haus nach Kräften behaglich.

Aber nach einigen Wochen mußte die klugwaltende Frau an ihren eigenen Herd zurückkehren. Sie that es nicht, ohne Carla noch kräftig zu ermahnen, doch ja den Mann des Kindes wegen nicht zurückzusetzen.

Carla hatte aber das ganze Herz schon voll stillen Trotz.

„Ich würde mir nicht nur nichts daraus machen, wenn Julian mich um des Kindes willen zurücksetzte, ja ich würde mich in die Seele des Kleinen hinein noch dadurch beglückt fühlen," sagte sie.

„Männer und Frauen lieben verschieden," sprach die Schwester, „in der Eltern- wie in der Gattenliebe. Würdigt Jeder Eure Art! Und mäßigt Jeder Eure Art!"

Mit Sorgen reiste sie ab.

Das Alleinsein war den Gatten beinahe unangenehm. Sie erinnerten sich Beide ihrer Hoffnungen auf den Frühling und daß es dann so wieder zwischen ihnen sein werde, wie in der ersten Feierzeit ihrer Liebe.

Stimmungen kehren nie so zurück, wie sie waren. Wer vom Leben verlangt, daß es Glücksstunden genau so wiederholt, wie es sie einmal gab, ist ein Thor. Aber um sich in die neue Färbung des Lebensbildes

schnell hineinzusehen, dazu bedarf es geübter und klarer Augen. Die von Julian und Carla waren noch ganz verblendet von dem Glanzgemälde ihrer ersten Liebeszeit.

Weil die Gegenwart ganz anders aussah, glaubten sie, sie sei rettungslos grau — eben blos, weil sie anders war.

Die junge Mutter wartete nun darauf, daß der Vater das täglich reizender werdende Kind mehr lieben solle, und der Gatte wartete darauf, daß die Gattin ihre Liebe wenigstens gerecht zwischen ihnen theilen sollte.

Und über dem Warten vergaßen Beide die ausgleichende Macht der entgegenkommenden Liebe. Hätte Julian nur einmal das Kind stolz und liebevoll gehätschelt, so würde Carla ihm dankbar und zärtlich um den Hals gefallen sein. Aber obgleich Julian sich oft dabei ertappte, das süße Kind heimlich zu bewundern, sagte er sich mit vermeintlicher Mannhaftigkeit: „Wenn ich auch noch anfange, den Kleinen öffentlich anzubeten, verliert Carla vor Affenliebe alles Maß.“ Hätte andererseits Carla sich nur einmal entschlossen, den Kleinen schreien oder von der Wärterin bedienen zu lassen, um zur rechten Zeit bei Tisch Julian zur Gesellschaft zu erscheinen, so wäre Julian beglückt und dankbar gewesen. Aber eine solche Möglichkeit kam nicht einmal in Carlas Gedanken.

Der verwöhnte Mann, um dessen Gegenwart man sich einst in der Gesellschaft gerissen hatte und den man, mit einem merkwürdigen Witterungsgefühl für seine Lage, jetzt wieder sehr suchte, der Mann, um den sich in den ersten Monaten seiner Ehe das ganze Hauswesen gedreht hatte, mußte merkwürdige Erfahrungen machen.

Zwar die alte Köchin zeigte sich nach wie vor ihres Rufes würdig und kochte tadellos. Aber erfinderisch war sie nicht, und da Carla keine Zeit hatte, über Abwechselung in den täglichen Speisen nachzudenken, wußte Julian bald die ermüdende Folge der geringen Anzahl Gerichte auswendig, die auf seinen Tisch kamen.

Dies mochte noch hingehen. Aber was viel schlimmer war: in den ersten acht Tagen nach der Abreise der Schwester, welche mit ihm gespeist hatte, während Carla immer noch in ihrem Zimmer aß, wartete er höflich auf seine Frau, bis das Essen kalt war. Aber immer „kam gerade der Kleine". So gab er das Warten auf und aß, wenn der Tisch ihm gedeckt wurde, einerlei, ob Carla anwesend war oder nicht.

Sie erschien endlich immer gehetzt, athemlos, hatte kaum Zeit gefunden, sich — wie sie einst pflegte und Julian es liebte — zur Tafel niedlich zu putzen, und hatte nie Appetit. Sie sah schlecht aus — die schlaf-

losen Nächte bekamen ihr nicht. Julians Vorstellungen, das Kind nur einmal vierzehn Tage der Wärterin Nachts zu lassen, wies sie zurück, einen neuen Beweis darin sehend, daß er keine Sorge trage für das Gedeihen des Kindes.

„Aber ich will wieder eine hübsche Frau haben," sagte er einmal mit einem Versuch zur Zärtlichkeit.

Sie sah ihn an, mit einem schlimmen, fast verachtenden Blick, und sagte eine Albernheit.

„So seid Ihr Männer. Es ist Euch nur um das bischen Schönheit."

Julian ging davon. Das Herz that ihm weh, bitter weh. Wie konnte eine Frau sich nur so verändern. Er begriff es nicht.

Und sie warf sich auf ihr Bett und weinte, weinte.

Wie war es nur möglich, daß Alles so anders zwischen ihnen geworden. Sie begriff es nicht.

Wenn sie ihr Unglück hätten in Worte kleiden sollen — sie hätten es nicht vermocht.

In dieser Zeit kam es einmal vor, daß Julian veranlaßt wurde, mit einem durchreisenden Bekannten, den er unerwartet in der Stadt getroffen, zusammen zu bleiben. Er schickte einen Boten hinaus, mit der Entschuldigung, daß er nicht zu Tisch käme. Da der Kleine gerade sehr unruhig war, wirkte Julians Nichterscheinen

erleichternd. Anstatt, wie er fast gehofft hatte, einen leisen Vorwurf Abends bei seiner Heimkehr zu hören, über den einsamen Tag, den Carla verlebt, erwähnte sie seines Fernbleibens gar nicht.

„Ich hatte eigentlich ein schlechtes Gewissen," sagte er, „Du bist so allein gewesen."

„Oh, ich habe ja das Kind. Und heut' war er so unruhig."

Darin fühlte Julian eine ausdrückliche Erklärung seiner Ueberflüssigkeit im Hause.

Er wollte aber einen Vorwurf von seiner Frau erzwingen und blieb öfters über Mittag fort. Carla jedoch fand darin nur eine Bequemlichkeit für sich.

Eines Tages sagte Julian, daß Frau Eva Haller ihm begegnet sei und gebeten habe, das junge Paar möge jetzt bei ihr den Besuch nachholen, welchen es gleich nach der Heirath zu machen so unfreundlich unterlassen.

„Ich kann nicht. Mit dem besten Willen nicht. Ich glaube, Baby ist krank," antwortete Carla. „Er ist nicht wie sonst, ihm fehlt etwas."

Vom ersten Tag an, wo das Kind lebte, war Julian an solche Reden gewöhnt worden. Schrie der Kleine, sollte er krank sein, schrie er nicht, war er unnatürlich still. So legte er diesen Worten gar kein Gewicht bei, sondern sagte ärgerlich:

„Das bildest Du Dir ewig ein, damit verscheuchst Du jedes Behagen aus dem Hause. Du kannst doch nicht um des Kindes willen jeden Umgang aufgeben wollen?"

„Gewiß. Wenigstens so lange, als der Kleine mich noch täglich und stündlich braucht," antwortete Carla voll Würde.

„Aber ich brauche Dich auch. Ich will nicht mein Weib ganz verlieren. Es giebt doch noch andere gewissenhafte Mütter außer Dir, aber sie verstehen zugleich Gattin zu sein," sagte er.

„Da wird dann wohl auch der Vater sein Kind lieben, und die Gatten finden sich in dieser Liebe," sprach sie mit dem überhebenden Ausdruck, der ihr eigen geworden, seit sie ihn so gleichgiltig gegen das Kind wußte.

„Ich liebe das Kind," rief er heftig, „noch liebe ich es, aber Du wirst es dahin bringen, daß ich in ihm den Dieb meines Glückes sehe."

Carla stand auf, blaß und zitternd. In schweigendem Zorn ging sie hinaus.

„So mach' ich den Besuch allein," rief Julian ihr nach.

Ihm war sehr elend und unfroh zu Muth. Und so sonderbar zwang ihn ein inneres Gefühl, jetzt nach dem Kleinen zu sehen.

Er ging die Treppe hinauf. Im Schlafzimmer seiner Frau stand das Bettchen, und daneben saß die Kinderfrau, die Hände im Schoß gefaltet, das Kinn auf der Brust, im leichten Halbschlaf hindämmernd, denn Carla hatte ihr verboten, Handarbeit zu machen, damit nichts sie von der Bewachung ihres Pfleglings abhalte.

Die Fenster der Stuben waren mit halbklaren Gardinen tief verhangen, der friedliche Dämmerschein, der herrschte, verfinsterte sich aber unter den blauseidenen Vorhängen des Bettchens zum undurchdringlichen Schatten. Julian mußte den blauen Stoff weit zurücknehmen und auch dann erst sein Auge gewöhnen, ehe er den Kleinen deutlich sah.

Das fast noch haarlose Köpfchen lag tief in dem spitzenumrandeten Kissen, das um die Wangen und den Schädel sich bauschig aufrundete. Das kleine Gesichtchen mit den sehr rothen Wangen — Julian verstand nicht, daß dies in der That Fieberröthe war — trug einen beinahe finsteren Ausdruck. Die Züge waren längst menschlich, ja von rührender Feinheit und Anmuth geworden, und Julian fühlte sich tief ergriffen.

„Du reiner, kleiner Engel,“ flüsterte er.

So ahnungslos schlummerte er und wußte nichts davon, daß er als Störenfried in die Ehe seiner Eltern gekommen war. Julian vergaß in diesem Augenblick,

daß die Entfremdung schon vorbereitet gewesen war zwischen ihm und Carla. Daß dieses kleine Geschöpf nicht in den ungetrübten Frieden des Eheglückes gekommen war, sondern in eine ganz alltägliche Krisis hinein.

Wenn die alltäglichen Mißverständnisse sich als schleichendes Uebel hinschleppen, endlos, endlos, wirken sie viel tragischer, als ein großes, kurzes und kraftvoll zu besiegendes Unglück. Das wußte Julian aber nicht.

Er besah die kleinen Händchen, die auf der Federdecke lagen, anstatt, wie sonst, zu Fäustchen geballt, neben der Wange. Wie unbeschreiblich reizend dies Händchen — welche zahllosen, feinen und graziösen Linien.

Er neigte sich und küßte leise die kleine Hand.

Eine schmerzliche Bewegung durchschauerte ihn. Und sein Auge ward naß.

So lange, so unbewacht hatte er noch nie das Kind angesehen. Und eine Ahnung kam in sein Herz, von der Riesengröße der opferwilligen Barmherzigkeit, die in einer Mutterbrust wohnen muß.

Diese Hilfsbedürftigkeit hatte etwas Heiliges. Ein Gebet zog durch seine Seele und mit ihm der frohe Glaube, daß durch das Kind dennoch der Friede für die Eltern wiederkommen werde, wie er durch das Kind genommen war.

In diesen kleinen Händen lag sein und seines Weibes Geschick.

Er küßte noch einmal die kleinen Fingerchen, wunderte sich, wie glühend heiß so kleine Kinder sich anfühlen, und ging davon.

Bevor er das Haus verließ, kam Carla noch eilig ihm nach.

„Bitte, gehe bei Leubuscher vor. Er solle gleich kommen, der Kleine hat Fieber,“ sagte sie athemlos.

Noch vor einer halben Stunde würde Julian es schroff abgelehnt haben, sich auch nur als Bote an einer der unzähligen, unnöthigen Alarmirungen des alten Doctor Leubuscher zu betheiligen. Jetzt, im Nachwehen der Rührung, welche das schlummernde Kind in ihm erweckt hatte, sagte er freundlich:

„Wie Du willst — obzwar es ungefähr das zwanzigste Mal sein wird, daß Du den alten Mann unnöthigerweise herkommen läßt.“

„Leubuscher hat mehr Nachsicht und Verständniß als Du — er hat mir so oft gesagt: ich will lieber fünfzig Mal vergebens, als einmal zu spät gerufen werden.“

Diesen Vorwurf konnte Julian denn als Wegzehrung mitnehmen. Er dachte ganz eingehend über denselben nach und sagte sich, daß Carla wohl ihrerseits

ganz Recht habe, daß in der That sie und Doctor Leubuscher und die Kinderfrau und sämmtliche Fraubasen, die sich sonst noch für den Kleinen interessirten, mehr beständige Unruhe über das Gedeihen oder Nichtgedeihen des Kleinen an den Tag legten, als er, der Vater. Er sagte sich aber auch, daß er seinerseits nicht im Stande sei, noch es jemals im Stande sein werde, auch nur Verständniß oder Theilnahme zu heucheln an all den zahllosen Ernährungs- und Reinlichkeitsfragen, um die es sich denn doch ausschließlich bei dem Aufziehen des Kindes drehte.

Er fragt sich ernstlich: liebe ich mein Kind nicht? Oder werde ich es erst lieben, wenn es geistig erwacht, wenn ich es belehren und mich an seinen Fortschritten freuen kann?

Endlich wurde er ärgerlich und ungeduldig.

„Der Henker hole diese tiefsinnigen Grübeleien. Früher hat man sorglos in den Tag hineingelebt, und jetzt hängt Einem der Himmel voll grauer Wolken," sagte er in sich hinein.

Und sein Aerger wandelte sich in ein starkes Abneigungsgefühl gegen die, welche ihm Unbequemlichkeiten machten — gegen Weib und Kind.

Ueber all seinen schwarzen Gedanken vergaß er schließlich, bei Doctor Leubuscher vorzusprechen. Mit

einem Seufzer trat er in das Haus von Frau Eva Haller, es war ein Seufzer der Erleichterung. Er hoffte, eine Viertelstunde seine Sorgen zu vergessen. Denn Eva Haller hatte so eine Art zu plaudern, die vom Andern vollste Sammlung aller Geisteskräfte forderte, wenn man ihr immer geschickt antworten wollte.

„Ist die gnädige Frau zu Hause?" fragte er.

Der Diener, welcher mit einigen Mänteln über dem Arm im Flur neben einem großen Korb stand, scheinbar auf etwas wartend, sagte:

„Die Herrschaft ist im Begriff auszufahren."

Auch das noch. Julian fühlte sich als vollkommenen Pechvogel.

„Melden Sie mich immerhin."

Der Diener, es war derselbe, der hier einst Julian täglich hatte verkehren sehen, ging hinein.

Frau Haller bewohnte das Erdgeschoß eines reizenden Hauses. Vom Flur aus gelangte man zunächst in ein Vorzimmer. Die Herrschaft mußte sich gerade dort aufhalten, denn Julian hörte laute Stimmen. Und in der That, bei seinem Eintritt in das Gemach, wozu der Diener ihn alsbald nöthigte, fand er eine ganze Gesellschaft. Sieben Personen und die Damen mit Hüten auf dem Kopf, die Herren im leichten Sommeranzug

Frau Eva Haller ging lebhaft auf ihn zu.

„Guten Tag.“

Sie schüttelte ihm kräftig die Hand.

„Es hängt von Ihnen ab,“ sagte sie, „ob ich den Moment, welchen Sie für Ihren Besuch wählten, sehr glücklich oder sehr unglücklich finden soll.“

„Für mich jedenfalls sehr unglücklich, denn ich sehe, Sie sind im Begriff, irgend etwas zu unternehmen, was Sie Ihrem Hause und mir entführt.“

„Eine Tour nach Waldsee — ein Picknick. Als schönsten Festbeitrag bringe ich nun Sie,“ rief Frau Eva. Sie konnte sehr verbindliche Dinge mit einer oberflächlichen Miene sagen, so daß eigentlich gar nichts Schmeichelhaftes für den Empfänger übrig blieb. „Und Ihre Frau?“ fügte sie hinzu, „soll etwa dies der mir versprochene Besuch sein?“

Ein scharfes Licht trat in ihre Augen, sie kniff sie secundenlang zu, um genau Julians Ausdruck zu bewachen. Der sagte aber ganz ehrlich, ja beinahe ein wenig kläglich — was seine Wahrhaftigkeit bei Eva über jeden Zweifel erhaben machte:

„Es handelt sich hier nicht um eine Unart meiner Frau gegen Sie, sondern nur um eine Unbescheidenheit von mir. Carla war verhindert, mich heute zu Ihnen zu begleiten, der Besuch stand nun aber einmal auf

meinem Tagesprogramm, und ich war zu schwach gegen mich selbst, mir die Freude zu versagen."

Eva Haller sah zufrieden aus. Als höfliche Frau, mehr der sechs Zuhörer als Julians wegen, fragte sie:

„Es ist doch keine Verhinderung unangenehmer Art? Ihre Frau ist leidend?"

„Der Kleine schien nicht ganz wohl," sagte er, und dabei fiel ihm ein, daß er vergessen hatte, Doctor Leubuscher zu benachrichtigen.

„Ach diese ewige Kinderstubenmisère," seufzte Frau Eva. „Zähnchen — oder ein Aerger mit der Amme — das kennt man. Beglückwünschen wir ihn, Kinder, daß er für heute dem entronnen ist."

Die „Kinder" waren, außer dem Herrn von Brandow, eine junge Frau, welche eben unter dem belehrenden Schutz von Frau Eva ihre noch junge Stellung in der hiesigen Gesellschaft zu befestigen suchte, zwei junge Cousinen des Herrn Haller und zwei Secondelieutenants von dem in der Stadt garnisonirenden Regiment.

„Wir haben einen Platz übrig . . ."

„Den Platz des Herrn Haller," sagte Julian, „wie dürfte ich den in Anspruch nehmen."

„Mein Mann hat eben hergeschickt — er ist verhindert. Sie kennen das — die dummen Geschäfte.

Wir treffen ihn erst heute Abend. Damit Sie nur das Programm kennen: am Waldsee ein etwas verspätetes Dejeuner aus dem Korbe, dann um sieben Uhr hier bei mir ein abermals verspätetes Diner — denn Sie wissen, mein Mann liebt es sonst nicht, später als um fünf Uhr zu speisen. Indessen heute ist er gut und fügt sich. Rasch meine Herrschaften — da kommen die Wagen. Bitte Ihren Arm."

Julian dachte nicht daran, sich zu sträuben. Er gab mit jenem künstlichen Vorbehalt im Innern nach, der nachher gestattet, der Frau zu sagen: weißt Du, ich konnte mich nicht sträuben, es wäre zu unfreundlich gewesen.

Aber er dachte doch daran, vorher den Doctor Leubuscher zu benachrichtigen. Zögernd, indem er selbst schon dachte: „ach, es ist natürlich wieder eine bloße Einbildung von Carla," zögernd sagte er im Hinausschreiten:

„Ich müßte zuvor erst schnell zu Leubuscher fahren."

„Aber mein Bester, Leubuscher wohnt ja am entgegengesetzten Ende der Stadt. Was wollen Sie denn von ihm?" fragte Eva Haller.

„Er soll zu uns kommen, Carla glaubt, daß der Kleine fiebert, mir selbst kamen seine Händchen heiß vor."

„Carla ‚glaubt, daß‘ und Ihnen kam es vor, ‚als ob‘“, lachte Frau Eva, „o über diese ewige Furchtsamkeit verliebter junger Eltern! Mein Martin soll hingehen.“

Sie löste sich von Julians Arm, trat rasch auf den Diener zu, der gerade den Korb neben dem Kutscher des ersten Wagens unterbrachte, und befahl:

„Martin, wenn Sie den Tisch gedeckt haben und einen Moment Zeit finden, fahren Sie schnell ’mal zu Doctor Leubuscher.“ Sie fügte Carlas Namen hinzu und daß Carla den Doctor erwarte.

„Sehr wohl, gnädige Frau,“ sagte Martin, der mit halbem Ohr zugehört hatte und nach einer Viertelstunde nur noch wußte, daß er zum alten Leubuscher gehen solle. Diese Erinnerung war aber insofern ganz unnütz, als sie nicht mit der zweiten Hälfte der Bestellung verknüpft war und Martin beim besten Willen nicht mehr wußte, zu wem der alte Leubuscher denn kommen solle.

Julian fuhr beruhigt davon — wenn dies nicht zuviel gesagt ist, da er ja gar nicht beunruhigt gewesen war. Aber ein erleichtertes Gefühl bemächtigte sich seiner, als er nun neben der guten und nachsichtigen Freundin dahin fuhr. Anstatt ihm wegen seiner Unhöflichkeiten zu zürnen, mit denen er sie und ihr Haus

gekränkt in seiner neuen, jungen Liebe, ging sie über die beiden verflossenen Jahre glatt hinweg, nahm ihn freundlich wieder auf und bedauerte im Wagen noch lebhaft und scheinbar sehr aufrichtig, daß Carla nicht von der Partie sein könne. Julian fühlte sich ordentlich beschämt in Carla's Seele, denn wie oft hatte seine Frau recht ungünstig über Eva Haller gesprochen.

Herr von Brandow war mit der jungen Frau, der einen Cousine und dem einen Lieutenant in den zweiten Wagen verbannt. Das Paar, welches neben Eva und Julian saß, war sehr mit sich beschäftigt und mitten im Vorspiel einer von Allen bestimmt binnen Kurzem erwarteten Verlobung begriffen. Frau Eva liebte es nicht, im Wagen viel zu sprechen, es greife sie sehr an, sagte sie.

Fast immer schwiegend saßen sie und Julian einander gegenüber. Hinter ihrem blonden Haar, auf dem ein Hütchen von Goldspitzen und gelben Blumen saß, stand einer runden Scheibe gleich, der Sonnenschirm von schwarzem Tüll, dessen Stock auf ihrer Schulter ruhte und dessen Griff ihre kleine Hand umspannte. Das gelbe Battistkleid legte sich in bauschigen Falten um ihren Oberkörper und knapp wie ein Reitkleid um ihre Kniee und war überall von schwarzen Bändern umflattert. Julian konnte nicht umhin, das ausgeklügelte Wagniß

dieser Toilette zu bewundern, die, trotz des blonden Haares und der blassen Farben ihrer Trägerin, dieser blendend vortheilhaft stand.

Auch Eva Haller betrachtete Julian genau. Kein Zweifel, die männliche Schönheit seiner Erscheinung war dieselbe geblieben, aber doch haftete ihr eine unbestimmte Gedrücktheit an. Das that ihr zur Hälfte leid, zur Hälfte erfüllte es sie mit einem gewissen Triumphgefühl.

Zuweilen, wenn ihre Blicke sich trafen, lächelten sie sich Beide an, freundlich und zufrieden wie gute Kameraden, die sich freuen, einmal wieder bei einander zu sein.

Aber je öfter ihre Augen sich begegneten, je seltener ward das Lächeln. Hundert stumme Fragen und Antworten traten in ihre Blicke. Julian begann, das leichte Kleid, davon einige Falten seine Füße zudeckten, als eine schwere heiße Last zu empfinden. Er trachtete vorsichtig, seine Stellung ein wenig zu verändern, aber wie er seinen Fuß rührte, kam er an einen anderen kleinen, dünn beschuhten Fuß. Voll Schreck, daß man dies für Absicht genommen haben könne, zog er den seinen so eilig zurück, als habe er Feuer berührt, und murmelte „Pardon.“

Eva Haller lächelte ein wenig, und dann sahen sie sich lange und sehr ernst an.

Die Schönheiten des Weges blieben unbeachtet. Man fuhr an Feldern vorbei, auf denen sich das heitere Leben der Ernte entwickelte. In langer, schräger Reihe zogen sich die Mäher über das Getreidefeld, bei jedem schwerauftretenden Schritt vor sich mit einem Sensenstrich, den gelben Roggen niederlegend. Auf einem anderen Felde standen die zusammengebundenen Garben aufmarschirt, über dem Bund neigten sich die Aehren in melancholischer Trauer auseinander. Am Weg, im Schatten einer großen, mit rothen Beerensträußen durchfleckten Eberesche, schliefen zwei Handwerksburschen.

Es war heiß, und in der Ferne über den Feldern war ein sichtbares Flimmern und Zittern in der Luft.

Nun trat der Wald an die Straße, die weißgrauen Buchenstämme tauchten aus buschigem Unterholz auf, in den dichtverschränkten Baumkronen war Mittagsstille. Die Vögel und der Wind hatten Schweigen gelernt vor der Gluth der Sonne.

Man verließ nach einstündiger Fahrt die Heerstraße und bog in einen weichen Weg ein, darin die Wagenspuren sich tief in Sand gruben und wo zwischen den Spuren Gras wuchs. Wie eine Halle schlossen sich über dem Weg die Wipfel zusammen mit weit ausgreifenden Aesten.

Das Waldwärterhäuschen erschien, und zugleich blinkte durch die Stämme der metallische Glanz einer

Wasserfläche auf. Vor dem grauweißen, strohbedachten Hause, in dessen alter Mauer sich vier blanke Fenster mit Blumentöpfen hinter den Scheiben befanden, machte man Halt. Hier befand sich ein freier, etwas feuchter Rasen, von dem aus ein Steg in den See gebaut war. Gesellschaften aus der Stadt erhielten bei der Frau des Waldwärters heißes Wasser, Tisch und Stühle.

Die beiden jungen Mädchen spielten sich auf die hausfraulichen hinaus und bestanden darauf, mit Hilfe der beiden Offiziere den Tisch und die mitgebrachten Speisen ordnen zu wollen. Herr von Brandow, in der albernen Annahme, daß er dadurch die „treulose" Eva Haller ärgere, widmete sich mit mehr Eifer, als der jungen Frau gut war, dem Dienst dieser und ging mit ihr daran, Waldhimbeeren zu suchen.

Es war sehr schwül, und von dem kleinen stillen Wasser des Sees stieg ein modriger Duft empor. Rings im Gebüsch war der Boden sumpfig. Während Eva Haller mit Julian einen Rundgang um den See unternahm, mußte sie auf dem schmalen Pfad oftmals mit einem weiten Schritt und hochgehobenem Fuß eine nasse Stelle überschreiten, oder ihr Kleid von den dornigen Gerten spinnewebedurchzogener Brombeerranken befreien.

„Es giebt nichts Dümmeres als eine Landpartie," sagte sie übellaunig.

„Warum machen Sie denn eine?“ fragte er.

Sie zuckte die Achseln und blieb die Antwort schuldig.

Man fand eine Bank, gerade gegenüber der Rasenlichtung, die Bank bestand aus einem Brett auf zwei abgehauenen Stämmchen, und das Brett war grün von Moder. Julian sah zweifelhaft darauf nieder und hielt es für unmöglich, dort zu sitzen, aber Frau Eva legte schon ein Spitzentüchlein zum Schutz für ihr gelbes Kleid auf das Brett und ließ sich seufzend nieder.

Vor ihnen lag das Rund des kleinen Sees. Keine Welle kräuselte seine Fläche, auf welcher da und dort, zwischen platten großen grünen Blättern weiße Wasserrosen standen. Drüben der Rasen mit den vier munteren Gestalten und dem malerischen Waldwärterhäuschen als Hintergrund wirkte wie ein farbiges Bild im grünschwarzen Rahmen. Die hohen Buchen standen im reglosen Schweigen. Kein Vogel sang. Die feuchte Sommerschwüle legte sich beklemmend auf die Brust.

Immer noch schweigend, wie sie es im Wagen gethan, saßen die beiden Menschen neben einander. Aber jetzt wünschte die Frau, daß er etwas sagen solle, etwas recht Schönes und Versöhnendes, welches sie entschädige für all die Schadenfreude, welche sie bei seiner Verlobung hatte einstecken müssen.

„Mein lieber Freund,“ sagte sie leise, denn sie wußte, daß sie ihm helfen mußte, zum Sprechen zu kommen, „Sie sind doch sehr, sehr verändert. Wo ist Ihr siegreicher Frohsinn geblieben! Sie sind nicht glücklich? Verzeihen Sie einer alten und bewährten Freundin die Frage.“

Julian, längst nervös erregt durch dies lange Schweigen, fühlte sich von diesen Worten, die nicht viel mehr waren, als allgemeine Redensarten, betroffen und ergriffen. Also so deutlich trug er das Brandmal des unglücklichen Ehemannes auf der Stirn? Oder hatte nur ihr treues Freundesauge diesen Scharfblick, den wahre Theilnahme giebt?

Stumm preßte er ihr die Hand und schwieg vorerst noch.

Männer, wenn ihrer Eigenliebe wohlgethan wird, können unglaublich naiv sein. So hatte Julian in diesem Augenblicke die Naivetät, zu glauben, daß die Frau, deren Wesen er doch kennen mußte, wirklich in Mitleid für ihn sorgte und litt, daß sie mit dem Seherblick der Freundschaft — oder gar der Liebe — die Wahrheit über seine Ehe errathen.

Er überschätzte das Gemüth der Frau Eva Haller sehr. Ihre Bemerkungen waren ganz gewagte Zufalls-

worte gewesen, von seiner Ehe wußte sie nichts und nahm, wenn sie darüber überhaupt nachdachte, wohl an, daß es eine ganz landläufige Ehe sein werde, wo Glücksstunden mit langweiligen Alltagspflichten abwechseln! Sein gedrücktes Wesen heute, seinen Besuch ohne seine Frau schob sie darauf, daß es eben wegen dieses Besuches vielleicht eine eifersüchtige Scene gegeben habe. Und das freute sie. Sie fand, daß Julian nun wieder an ihren Triumphwagen zurückkehren könne. Jeden irgendwie ausgezeichneten Mann in der Reihe ihrer officiellen Verehrer zu haben, war ihr Sport. Mehr als das Interesse dieser leeren Eitelkeit am Manne überhaupt und also auch an Julian, wohnte nicht in ihrem Herzen.

Sie erwartete, daß Julian sagen werde: „Ich bin nicht unglücklich, aber zum vollkommenen Glück hat mir der gewohnte Verkehr mit Ihnen gefehlt — lassen Sie uns einen neuen Freundschaftsbund schließen.“ So oder ähnlich mußte er, ihrer Berechnung nach antworten.

Ihr rascher Geist malte sich schon eine ganze Reihe von Gelegenheiten aus, wo sie der Welt zeigen könne: Julian ist zu mir zurückgekehrt. Denn die herostratische Eitelkeit dieser Frau war so groß, daß sie den Tempel ihres guten Rufes verbrannte, nur um von sich reden zu machen.

Aber zu ihrer peinlichen Ueberraschung antwortete Julian mit einem Seufzer und erneutem Händedruck:

„Ihre Freundschaft für mich hat Sie hellsehend gemacht — ich bin nicht glücklich.“

Eva Haller ward ein wenig verlegen. Und deshalb begnügte sie sich, ihm nochmals die Hand zu drücken. Das war die beredteste Theilnahme — jedes Wort von ihr hätte ihm verrathen müssen, daß ihre Geständnisse nicht nur langweilig, sondern unangenehm seien.

Ueber Julian kam ein böser Geist, der Geist der Weichmüthigkeit. Alles in ihm war nur zu wohl vorbereitet, diesem Geist unterthan zu werden. Die monatelange Freudlosigkeit in seinem Heim; die stumme Augensprache mit der Frau während der langen Fahrt; die Nähe dieser interessanten Frau in deren ewigem Spiel von Anziehen und Abstoßen, dessen Gegenstand er früher lange gewesen, er heute zum ersten Mal den Ton wahrer Gefühle zu vernehmen glaubte; der Wahn, von ihr verstanden zu werden und kraft alter Freundschaft ihr innerlich sehr nahe zu stehen — dies Alles verführte ihn. Er sprach.

Erst ein wenig zögernd, von dem festen Glauben, daß nach seinem so bewegten und von unbesiegten Versuchungen nicht ganz freien Junggesellenleben ihm die reine Liebe Carla's Frieden und Glück bringen werde.

Wie dann die Poesie der jungen Ehe so schnell untergegangen sei im Prosaismus des täglichen Seins. Wie durch die Geburt des Knaben aus der anmuthigen Carla vollends ein gewiß bewunderungswerth tüchtiges Hausmütterchen geworden, für ihn selbst aber das letzte Behagen entschwunden sei, so daß er seine Heirath als schweren Irrthum beklagen müsse und von der Meinung durchdrungen sei, daß, wenn etwa alle Ehen so verliefen, er gewiß nicht für die Ehe passe.

Im unbewußten Wunsch, sich ihr recht bemitleidenswerth darzustellen und durch das Mitleid ihr noch näher zu kommen, hatte er sich in immer stärkeres Pathos hineingeredet.

Wenn er geahnt hätte, was die Frau bei alledem dachte! Vorher hatte er ihr Gemüth überschätzt, jetzt unterschätzte er ihren feinfühligen Verstand.

Ein Gefühl von Mitleid war allerdings in ihr wach geworden, aber von jenem schlimmen Mitleid, das einen Thoren bedauert, weil der Thor nicht ahnt, daß man ihn kritisirt und durchschaut, besser als er sich selbst.

Julian also klagte bei ihr über seine Frau! Er war indiscret! Gab es einen Mann, der je einmal nicht indiscret wurde über ein Weib, das ihm nahe stand?! Dieses verächtliche Laster war ein Fluch des starken Geschlechts. Ein Mann nimmt das ganze Herz,

das ganze Leben, die ganze Ehre einer Frau als Opfer an, und bei irgend einer Gelegenheit verräth er sie dafür, an einen guten Freund, eine gute Freundin, an eine neue Liebe. Ein Mann begreift nie, daß sein Lieben, ob vor oder in der Ehe, ein Theil auch seiner eigenen Seele ist, den er Niemand preisgeben darf, nicht einmal seiner Mutter. Und wie bezeichnend: das älteste deutsche Heldenlied weiß vom Recken Siegfried schon das Gleiche zu erzählen. Dieser Held und Mann, den zahllose Monumentaldichtungen preisen — er geht hin und verräth das Weib, das er besessen, an ein anderes Weib — verräth es im Laster der Indiscretion, welche ein schlimmerer Verrath ist, als der durch physische Treulosigkeit.

Dies Alles dachte die kluge Frau, die kühl und scharf beobachtend in das Leben sah, und sie freute sich ihrer Herzenskälte, die sie davor bewahrte, jemals das Opfer einer Indiscretion werden zu können.

„Sie haben keine Antwort," sagte Julian enttäuscht und traurig.

Sie wandte ihm das Gesicht zu, mit der sphinxartigen Ausdruckslosigkeit.

„Mein theurer Freund," sprach sie leise, „ich beklage Sie aufrichtig. Aber Ihr Unglück ist so alltäglich.

Man muß zu abstrahiren wissen, sagt Kant, das ist die wahre Kunst des Lebens."

„Sie trösten mich mit Philosophie, wo ich einen Herzenslaut zu hören lechze," rief er.

„Ich fange dann und wann einmal ein verständiges, gut klingendes Wort auf und habe die glückliche Geschicklichkeit es gut anzuwenden," sagte sie mit einem reizenden Lächeln. Es gehörte zu ihrem „charme", daß sie immer mit offenen Karten spielte, sagte man. Offen aber, soweit es ihr paßte. Jetzt wollte sie von seiner Thorheit immerhin für die Zwecke ihrer Eitelkeit Gewinn ziehen und fügte deshalb mit einer bedeutungsvollen Innigkeit hinzu:

„Die Pflicht gebietet uns oft genug, Herzenslaute zu ersticken. Sie wissen, wie sehr ich mit Ihnen fühle."

Julian war beglückt, er konnte in diese Worte so viel hineinlegen, als ihm beliebte, und er war mit Deutungen hier nicht sparsam.

„Lassen Sie uns zur Gesellschaft zurückkehren. Sie sehen, man winkt uns von drüben und wartet wahrscheinlich auf uns mit Beginn der Tafel," sagte sie.

Julian stand gehorsam auf und folgte auf dem schmalen Weg der kleinen Frau, ihre mädchenhafte Grazie bewundernd, als sähe er sie zum ersten Mal.

Aber die Frau, nachdem sie ihm durch die dehnbaren Worte einen Brocken Nahrung für seine Phantasie hingeworfen, mußte doch einen Theil ihrer Gedanken an den Mann bringen. Denn diese hatten sich rastlos fortgesponnen.

„Ihr Männer,“ sagte sie, „seid ein muthloses Geschlecht. Still — ja, das seid Ihr. Nun bilden Sie sich ein, mit Carla kreuzunglücklich zu sein, daß Carla nicht zu Ihnen paßt, daß Sie sich nicht für die Ehe eignen. Also, Sie werfen die Flinte in's Korn, noch dazu mit der Miene eines Tragöden im letzten Act. Und die Wahrheit? Die nackte Wahrheit, der Thatbestand, wie er sich logisch nach einander entwickelt, ist einfach so: Sie und Carla kennen sich noch gar nicht! Unterbrechen Sie mich nicht. Ich habe Recht. Ganz einfach: Sie kennen sich noch gar nicht. Glauben Sie etwa, daß man sich in den exaltirten Gefühlsstimmungen während der Brautzeit kennen lernt? Da lebt man nur ein lyrisches Gedicht zusammen — das ist Alles. Und dann in den ersten Honigmonden?! Du meine Güte! Man spielt Hausherr und Hausfrau zusammen, wie man als Kind mit der Puppenstube spielte. Man hat nichts zu thun, wie Entdeckungen zu machen, denn die wohlerzogene, unschuldige, höhere Tochter, die der Mann geheirathet hat, ist ihm ein so neues Wesen wie ihr der

welterfahrene Mann. Und so ganz unmerklich geht das Spiel in den Ernst über, das junge Frauchen beginnt sich zum Weib auszureifen und will anstatt des süßen Spielzeugs eine geachtete Gefährtin sein, was die Selbstherrlichkeit des Mannes denn zuweilen kränkt — der Mann, an die steten Sensationen der Freiheit gewöhnt, fängt leise an, die Fessel und das ewig Gleiche drückend zu empfinden. Dann lasse man noch äußere Dinge hinzukommen: Krankheiten der Frau, Kinderstubengeschichten, und die allerschönste Krisis ist fertig. Man lebt sich auseinander, ehe man sich in einander eingelebt hatte. Vorher sah man an einander nur das bischen Glanz der äußeren Anmuth, jetzt sieht man an einander nur die Fehler. Und an Euch ist's, Ihr Ehemänner, die Ihr doch älter seid und reifer sein wollt, als die junge Frau, die Verständigung zu suchen. Denn weder das bischen Schönheitsglanz, noch die Fehler sind die Wahrheit. Sie liegt in der Mitte, wie jeder Kern, und sie wird wohl bei Ihnen wie in Carla in allerlei tüchtigen, Euch gegenseitig noch ganz unbekannten Eigenschaften bestehen. Darum: lernen Sie mit ernstem Bemühen Ihre Frau kennen!“

Die Frau säte ihre Saat, achtlos, ob sie gut oder böse war. Sie sprach nur, was sie als wahr erkannte, und da sie einen starken, nüchternen Verstand besaß, sah

sie die Dinge des Lebens merkwürdig einfach und richtig an. Und jetzt befahl ihr dieser Verstand, im Verein mit ihrem Hochmuth gegen das männliche Geschlecht, Julian gründlich den Standpunkt klar zu machen.

Julian war außer sich.

„Sie sind meine wahre Freundin,“ rief er, „Sie geben mir neuen Muth zurück. Ich danke Ihnen! Ich fühle, daß Sie Recht haben!“

Eva Haller ließ sich die Hände küssen, verbarg ein spöttisches Lächeln und rief zugleich ein Scherzwort zu den am Tisch Wartenden hinüber.

Man speiste in bester Laune. Julian war wie berauscht. Der erste frohe Tag seit Monden! Und dazu im Herzen die Gewißheit, daß Eva Haller, obschon sie sich jetzt wieder ausschließlich diesem Brandow widmete, ihm wärmer zugethan sei als je. Und dann die Hoffnung, daß zwischen ihm und Carla noch Alles gut werden würde. Gleich heut' Abend wollte er sich mit ihr aussprechen.

Nur zuweilen schlich ein leises Gefühl durch seine Seele, fast einer Schamregung gleich, daß er über Carla und seine Ehe geklagt. Er hatte sich früher immer so geärgert, wenn er Männer sich indiscret aussprechen hörte. — —

Aber das tauchte nur kurz auf und ging immer wieder unter im feurigen Frohgefühl, welches alle seine Adern wie neue Lebenswonne durchglühte.

* * *

Man fuhr, von dem vielen Vergnügen schon etwas abgespannt und ermüdet, heim. Es war für gewiß anzunehmen, daß die Gesellschaft sich im Haller'schen Hause wieder so lange künstlich zu lebhafter Heiterkeit aufstacheln werde, bis das Mahl und der Wein die Geister wirklich neu belebte. Für jetzt saß man in langweiliger Ruhe einander gegenüber, die Rückfahrt als Erholungspause betrachtend.

Als die Wagen vor der Gitterpforte der Haller'schen Wohnung hielten, stand es in Julian fest, daß er jetzt nach Hause gehen wolle.

„Wie," rief Frau Eva, „ohne meinen Mann begrüßt zu haben!"

Dies wäre in der That unhöflich gewesen. Julian sah sofort ein, daß er wegen des Herrn Haller doch noch bleiben müsse. Eine halbe Stunde später saß er voll Behagen wieder an dem Tisch, der ihn so oft als verzogenen Gast gesehen.

Es war bei der zweiten Platte der Speisenfolge, als der Diener Martin hinter ihn trat und leise sagte:

„Es ist Jemand aus dem Hause des gnädigen Herrn da. Der Herr werden gebeten, sofort heimzukommen."

Julians Hand mit der Gabel sank schwer auf das Tischtuch neben seinem Teller nieder. Sein Herz klopfte, und ein Gefühl maßlosen Zornes stieg in ihm auf. War es dahin gekommen, daß man ihn holen ließ — etwa wie ein Wirthshausgänger von seiner Xantippe heimgeholt wird.

Aber das war nur secundenlang. Sofort raunte sein Verstand ihm zu, daß Carla ihn nicht aus albernen Gründen etwa eifersüchtiger Launen aus dem Haller'schen Hause holen lassen werde.

„Wer ist da? Ich meine, wer hat die Botschaft gebracht?" fragte er.

„Ein Dienstmädchen."

Julian entschuldigte sich bei seiner Nachbarin, der Hausfrau, die mit großen Augen die Bestellung Martins vernommen hatte. Diese großen Augen ärgerten Julian, er las in ihnen, daß Eva Haller immer eine Geschmacklosigkeit Carlas für möglich hielt.

Als er draußen die alte Köchin sah, jene treue Person, die Carla schon als Kind gekannt, beruhigte er sich sofort ein wenig, so daß er ohne Heftigkeit fragen konnte:

„Nun, Kathrin, was ist denn?“

„Ach, Herr, ich soll es nicht sagen. Aber kommen Sie doch um Gottes willen mit,“ sagte die Alte so jammervoll, daß Julian eine dumpfe Bangigkeit jäh in sein Herz kommen fühlte.

Julian griff schon nach seinem Paletot und Hut.

„Was sollen Sie nicht sagen?“ fragte er herrisch.

„Ach, der Kleine!“ Und das alte Mädchen fing an zu weinen.

„Das Kind — — —“

„Ist krank. Aber sehr krank.“

Julian war leichenblaß geworden.

„Kommen Sie,“ befahl er rauh.

Er vergaß, dem verdutzt zuschauenden Martin ein Wort der Entschuldigung für die Herrschaft aufzutragen. Er rannte davon, blind und von rasender Eile wie besessen.

Auf einmal besann er sich, blieb stehen und wartete auf Kathrin, die ihm in immer größer werdender Entfernung nachzustreben versuchte.

„Wie kam Alles?“ fragte er, als sie ihn eingeholt hatte und er nun ihretwegen seinen Schritt etwas mäßigte.

„Ach Gott, der Kleine hatte doch schon etwas Fieber gegen Mittag. Deshalb sollten der Herr doch schon Leu-

buscher bestellen. Aber Leubuscher kam gar nicht. Unsere Gnädige war schon wie unsinnig vor Ungeduld und Angst. Um so Uhrer vier oder halb fünf, so genau kann ich's nicht sagen, kriegte er Kopfkrämpfe, der Kleine. Die Kinderfrau sagt, es giebt keine Kopfkrämpfe, das wär' dummer Schnack. Aber meine Schwestertochter ihr Kleines ist auch daran gestorben, obgleich es vier Sorten Medicin bekommen hat, und ganz theure, starke."

Sie weinte in ihren Schürzenzipfel. Julian gab einen unarticulirten Laut von sich, er hatte fragen wollen: „kam denn da der Doctor?" aber seine Lippen, seine Zunge konnten keine Worte formen. Das Mädchen sprach schon von selbst weiter.

„Da schrie unsere Gnädige und that wie irrig und rief immer »er hat es vergessen — vergessen — vergessen.« Ich glaubte, sie meinte, der Doctor habe vergessen, zu kommen."

Julian wußte besser, was sie gemeint hatte.

„In allem Unglück war es nun noch 'n Glück, daß gerade der Biermann kam. Ich bat ihn, daß er mich in die Stadt zum Doctor fahren solle. Sie würden 's schon bei seinem Herrn entschuldigen und gut machen, und da bin ich auf dem Bierwagen zu Leubuscher gefahren. Der war gerade zu Haus, und als ich dann kam, stritt er sich noch mit seinem Mädchen wegen der

vergessenen Bestellung. Die weinte und sagte, sie schreibt Alles auf der Tafel an, und es ist gewiß Niemand von uns dagewesen."

„Und jetzt?" fragte Julian heiser.

„Ach Gott, noch eh' wir kamen, ich und Doctor Leubuscher, hat der süße Jung' noch 'mal die Krämpfen gehabt, und seit dem liegt er so weg, und der Doctor ist da geblieben und sagt, wir sollen Sie schnell holen. Ach Gott, wenn er stirbt, das überlebt sie nicht. Sie hat ihn zu und zu lieb. Es war aber auch ein zu süßer Jung, das mußte Jeder sagen."

Julian packte ihren Arm an und schüttelte die gute Person.

„Schweigen Sie mit Ihrem Gezeter," fuhr er sie an. Er konnte es nicht hören — eine fürchterliche Verzweiflung, ein Grauen ohne Gleichen durchschauerte ihm die Seele.

Wie sollte er vor Carla hintreten! Wie es ertragen, sein sterbendes Kind zu sehen!

Die kleine Schwäche des Vergessens wurde ihm von ihr zur mörderischen Fahrlässigkeit angerechnet.

Die kleine Schwäche, daß er sich lebensfreudig mit gleichgestimmten Genossen vergnügt, verkehrte ihm der grausame Zufall zur fluchwürdigen Rohheit.

Er war vor seinem Weib ein Sünder, für den es kein Verzeihen gab. Und er selbst kam sich erbärmlich, verächtlich vor, und er gab sich gar nicht die Mühe, die doch so gering gewesen wäre, sich seine Schuldlosigkeit zu beweisen.

Die alte Dienerin neben ihm war empört über seine rohen Worte: „Gezeter!" nannte er ihren Kummer über den Kleinen! Ja, sie hatte es schon immer bei sich gedacht, der Mann habe kein Herz. In ihrem engen Dienstbotenverstand beschloß sie, diese schändliche Herzlosigkeit doch nächstens ihrer Herrin mitzutheilen, damit die wisse, wie sie mit ihm d'ran sei.

Man kam vor dem Hause an. Julian fühlte, daß ihn seine Kniee kaum noch trugen.

Er hätte vom Himmel einen Blitzstrahl erflehen mögen, der ihn auf der Stelle tödtete, nur um die nächste Stunde nicht zu erleben.

Schwer, fast tappend stieg er treppan. Seine zitternde Hand suchte nach dem Thürklopfer. Mit einem harten Geräusch öffnete er die Thür. Das that ihm selbst körperlich weh, aber seine Nerven konnte er nicht so weit beherrschen, daß seine Finger ihm zu behutsamen Bewegungen gehorchten.

Die Beiden, die am Lager Wacht hielten, sahen auf.

Die Blicke der Ehegatten begegneten sich.

Wie von einer unsichtbaren Gewalt gezogen, erhob Carla sich langsam und deutete mit der Hand auf die Thür.

Das hatte nur einen fürchterlichen Inhalt. Es hieß: „Hinaus!“

Julian starrte das Weib an. War das Carla, seine junge, holde Frau? Wem gehörte dies eherne Antlitz voll tiefer Gramesfurchen? Wem dies große, unirdische Auge voll Zorn und tödtlichem Weh?

Die Majestät des Schmerzes und die noch gewaltigere Majestät des Zornes umwitterte ihre Gestalt und ihr Angesicht so machtvoll, daß der Mann wie ein hoffnungslos Verdammter neben der Thür stehen blieb.

Da wurde eine alte, milde Stimme laut. Der vertraute Freund und Berather des Hauses, der Mann, der gewohnt war, den Schmerz in jeder Form, auch in der besinnungslosen Verzweiflung zu sehen, der Doctor sprach:

„Kommen Sie, lieber Freund. Ihr Platz ist hier, neben unserer armen Carla.“

Julian wagte einen Schritt vor.

„So ist keine Hoffnung — keine?“ murmelte er.

Und über seine Wangen rannen langsam zwei Thränen. Die milde alte Stimme hatte plötzlich die grauenvolle Beklemmung seines Herzens in weichen

Kummer gelöst. So erwacht ein Nachtwandler durch einen Ruf.

„Ich habe Gott schon manches Wunder thun sehen," sagte der alte Mann feierlich, „und ich habe dieses kleine Leben seiner Gnade empfohlen."

Also Menschenkunst war hier vergebens, kam hier zu spät.

„Zu spät — Allbarmherziger — nicht durch meine Schuld — nicht durch meine Schuld! Nimm das von mir," flehte Julian in verzweifeltem Gebet.

Er trat an das Bettchen, kniete neben demselben nieder und legte die Stirn auf die Kante des hohen Gitters, hinter dessen Schutz der Kleine auf seinen Kissen lag.

Carla war in ihren Stuhl zurückgesunken und stierte vor sich hin.

„Wäre — wäre Rettung möglich gewesen — wenn Sie — früher —," weiter kam der Mann nicht mit seinen gestammelten Fragen.

Aber der alte Doctor, durch Carlas Fragen und Zorn längst von der Sachlage unterrichtet, sprach m einer innigen, festen Betonung, was die beiden gequälten Menschen sich merken sollten:

„Ich glaube nicht, daß ich unserem kleinen Liebling hätte nützen können, wenn ich einige Stunden früher

gekommen wäre. Sich das einreden, hieße für uns Alle den Gram frevelhaft durch Bitterkeit trüben."

Da kam es hart und höhnisch von Carlas Lippen: „Das sagen Sie aus Mitleid. Es ist eine Barmherzigkeitslüge für Jemand, der kein Mitleid und kein Verzeihen verdient."

„Carla!" schrie Julian auf.

Da erhob sich der alte Mann.

„Hier sei Frieden," sprach er voll priesterlicher Hoheit.

Frieden im Angesicht des nahendes Todes! Frieden, damit die kleine Seele ungestört ausathme!

Die Unglücklichen verstanden den Mann.

Mit einer Geberde voll Jammer warf auch Carla sich in die Kniee neben dem Bettchen, an dessen anderer Seite Julian verharrte. Mit gefalteten Händen stand der Greis zu Füßen des Lagers.

Es ward ganz stille im Zimmer.

Die Fenstervorhänge waren weit zurückgenommen, die Fenster geöffnet. Das letzte Tageslicht fiel voll herein, und goldiger Abendschein lag in einem breiten Strahlenbündel über dem Estrich, kroch an der Gestalt des weißhaarigen Mannes empor, daß sein Haupt wie in Glanz getaucht schien, und überschien noch ein Stückchen der Bettdecke. Der obere Theil des Bettes war im

Schatten, man sah vom Gesicht des Kindchens kaum etwas, denn ein Eisbeutel deckte den Schädel zu. Aber die kleinen Hände lagen kraftlos entfaltet auf der Decke — dieselben kleinen, zierlichen Händchen, die der Vater heute Morgen voll Andacht geküßt.

Durch die Fenster konnte man weit hinaussehen in eine freundliche Landschaft. Es war ein Eckzimmer, und hier übersah man die Straße und einen nahen Wald, dort vereinzelte Ansiedelungen, welche die Reihe der zum Theil abgeernteten Felder unterbrachen. Fern, in den Scheiben eines Bauernhauses stand wie rother Brand der flammende Widerschein der untergehenden Sonne. Der Himmel war von duftiger Klarheit, gen Westen in feurige Gluth getaucht.

Der Gesang heimziehender Schnitter scholl melodisch herauf.

Das Kind regte sich. Julian und Carla, von gleicher Todesangst erfaßt, ergriffen Jeder eine der kleinen, ach, schon so leblos kalten Hände. Sie neigten ihre Häupter näher und tiefer über das Bett, um jeden Athemzug besser zu bewachen.

Das Wesen, das da zum Sterben kam, war ein Theil von ihr und ihm. Aber der Tod, der schon in dem kleinen Herzen saß, stand wie ein drohendes Ge=

spenst auch zwischen ihr und ihm. Und ob sie gleich an demselben Sterbelager knieten, ob die Hand, welche sie Jeder hielten, demselben Kinde, ihrem Kinde angehörte, waren sie einander so fern, wie Menschen, zwischen denen ein Weltmeer fließt.

Das Weib, beinahe um den Verstand gekommen, vor Angst, daß es sein Liebstes auf Ehren verlieren sollte, sah in dem Manne fast den Mörder ihres Kindes.

Und der Mann wußte von diesen Gedanken, als seien sie ihm laut gesagt; seine Seele bäumte sich jetzt auf gegen die schwere Schuld, die man ihm zuschreiben wollte. Und in seinem Ohr klang immer noch jener andere oft gehörte Vorwurf nach: „Du liebst Dein Kind nicht.“ War der Vorwurf nicht gerecht gewesen? Hatte er sein Kind geliebt? Oh Gott — nein — ja! Er hatte es nicht erkannt und nicht gewußt bis auf diesen Tag. Seine männliche Ungeschicktheit hatte mit dem hilflosen Wesen nichts zu beginnen gewußt. Sein Egoismus war zurückgeschreckt vor den tausend kleinen Opfern, die ein kleines Kind von seiner Umgebung fordert. Vaterliebe tritt erst später thätig auf — Mutterliebe wacht an der Wiege des Kindes, Vaterliebe am Leben des Kindes.

Aber die Stimme der Natur schrie auf in ihm. Es war sein Kind, sein Fleisch und Blut, das dahin-

gehen sollte, noch ehe er es ordentlich gekannt, noch ehe er sich recht daran gefreut.

Wenn ein Wunder geschähe! Wenn es leben könnte! Oh, wie wollte er durch unablässiges Bemühen Carla zeigen, daß er es liebte!

Aber es geschah kein Wunder. Der Athem des Kindes wurde immer leiser. Endlich ein röchelnder Laut — ein Zucken — ein merkwürdiges langes Ausathmen, wie wenn Luft aus einem Gegenstand entweicht, und dann ging ein Strecken durch die Gestalt des Kindes. Es wurde lang und schien plötzlich viel größer, als es gewesen. Der Tod hatte seine Glieder ausgestreckt.

Der Herr hatte mit seiner sanften Vaterhand eine Knospe vom Baume des Lebens gepflückt, ehe sie sich zur Blüthe entfalten gekonnt.

Das Weib fuhr auf — es kannte nicht den Tod und hatte noch Niemand sterben sehen — es erschrak grauenvoll vor den neuen Erscheinungen — es sah fragend den greisen Mann an.

„Ist das der Tod?!" stand in ihren irren Augen.

Und der greise Mann neigte ergeben das Haupt.

Ein Schrei erscholl und ein dumpfer Fall.

Die junge Mutter war besinnungslos zu Boden gestürzt.

Der Mann und der Arzt waren schon neben ihr. Mit starken Armen hob Julian sie auf, und während immerfort und ihm unbewußt Thränen über sein Gesicht stürzten, trug er die Arme, Geliebte hinaus.

Alles war vergessen, der gleiche Jammer vereinte sie — sein Herz brach mit dem ihren.

Es dauerte lange, bis sie wieder zu sich kam. Dann schlug sie die Augen auf, und ihr erster Blick fiel auf Julian.

„Durch Deine Schuld ist es gestorben," rief sie, „Du hast es nie geliebt."

Es war, als träfe ein eisiger Wind Julian's erhitztes Gesicht. Frostschauer überliefen ihn. Sein Gram erstarrte, und er sah seine Frau mitleidslos an. Seine Seele war bereit gewesen, voll Liebe und Barmherzigkeit mit ihr gemeinsam zu dulden.

„Theure Carla," sagte der alte Leubuscher, „thun Sie Ihrem Gatten nicht so weh."

„Er hat es nicht geliebt," wiederholte sie eintönig.

„Lieber Freund, bedenken wir Carla's Zustand — haben wir Nachsicht," sagte er zu Julian.

„Ich will zu meinem Kinde," rief sie und strebte von ihrem Lager in die Höhe.

„Ja, geleiten Sie Ihre Frau noch einmal an das Ruhebett des entschlafenen Engels," sprach der alte Mann.

Zögernd näherte sich Julian. Aber sie sah ihn kalt und groß an.

„Das Recht, ihn zu beweinen, hast Du Dir nicht erworben,“ sagte sie und ging hinaus.

Leubuscher redete Julian gut zu. Er müsse unaussprechlich viel Geduld mit Carla haben. Ihre Nerven seien krankhaft erregt. Diese unglückliche, vergessene Bestellung habe in ihr die fixe Idee erzeugt, daß das Kind noch zu retten gewesen wäre.

Das ging wie Wortgeriesel an Julian's Ohr vorbei. Seiner Seele war in einem Augenblick der Vorwurf der Lieblosigkeit gemacht worden, als sie von ehrlichster, heißester und gramvollster Liebe erfüllt gewesen war. Mit Ungerechtigkeiten sich quälen lassen — in solchen Stunden? Nein, das war zu viel.

Und Carla mußte sich doch sagen, daß er — Julian — sich ohnehin mehr als qualvolle Vorwürfe machen würde, über die vergessene Bestellung. Sie mußte ihm diese Selbstvorwürfe im Gegentheil liebevoll ausreden, sein Bewußtsein entlasten, hatte doch Leubuscher ausdrücklich erklärt, daß das Kind auch bei seinem baldigeren Erscheinen nicht zu retten gewesen wäre. Und überhaupt hatte er die Bestellung gar nicht vergessen, sondern sie nur dem Diener Martin übertragen. Eine solche Dienstbotenfahrlässigkeit hätte ebenso gut seitens Carla's eigenen

Leuten geschehen können. Denn wenn nicht zufällig er selbst gerade in die Stadt hätte gehen wollen, würde Carla doch ein Mädchen geschickt haben.

Die ganze Nacht lag Julian wach und grübelte so.

Und die ganze Nacht ging Carla jede Minute der Krankheitsgeschichte durch und fand endlich den Augenblick heraus, wo Leubuscher jedenfalls hätte helfen können, wenn er nur schon dagewesen wäre. Sie war überzeugt, daß Julian's Gedankenlosigkeit schuld sei. „Ihm muß grauenhaft zu Muthe sein," sagte sie sich.

Am Tage verließ sie keine Secunde ihr todtes Kind. Sie besorgte jeden kleinen Liebesdienst selbst, schmückte es mit Blumen, liebkoste die ankommenden Kränze und fragte mit keinem Wort nach Julian.

Am zweiten Tage kam ein Kranz von Frau Eva Haller an.

Carla warf ihn zum Fenster hinaus. „Von der Frau, mit der er sich amüsirt hat, während sein Kind im Sterben lag," sagte sie sich. Der sollte ihres Kindes Friedensstatt nicht verunzieren.

Die Dienstboten brachten Julian den Kranz, der plötzlich aus dem Fenster auf den Hof geflogen sei. Julian fand noch die Karte daran, auf der stand „Eva Haller mit inniger Theilnahme" — und er begriff.

Die Bitterkeit in seinem Herzen wuchs. Er fühlte, daß Carla ihn am liebsten verhindert hätte, mit zum Kirchhof zu fahren.

Aber dies wenigstens mußte sie ihm lassen.

Während der traurigen Fahrt kam es Julian vor, als könne er nicht weiter leben — so gewiß nicht!

Sie hatten sich doch einst geliebt — sie liebten sich vielleicht noch — wie war es nur möglich gewesen, daß diese Wirrniß von Haß, Zorn, Mißverständnissen zwischen ihnen groß wuchs und sich auf die Liebe legte, wie eine häßliche Schmarotzerpflanze sich um eine schöne starke Eiche legt und sie endlich tödtet? Er dachte angestrengt nach.

Konnte er ihr, oder sie ihm einen wirklichen, greifbaren Vorwurf machen? Nein — nur kleine, allzu menschliche Fehler — nur Nichtigkeiten, an denen wahre Liebe nicht scheitern soll.

Am Grabe seines Kindes ging ihm die Erkenntniß auf von der Heiligkeit der Ehe und wie sie mit derselben gespielt.

Erkenntniß und Umkehr sind aber nicht die Zwillingsgeborenen ein und desselben Augenblickes.

Aber doch that er an diesem ernsten Tage etwas, er schrieb an die Schwester Carla's, die er als verständig und gerecht schätzte und von deren Eheglück

oder Ehefrieden er aus verschiedenen Umständen glaubte annehmen zu dürfen, daß er das Resultat ehrlicher Seelenkämpfe sei — also ein errungenes Gut, keines, was ihr mühelos in den Schoß gefallen war.

Er sagte ihr Alles. Jeden kleinen Zug erwähnte er, der das Mißverstehen zwischen Carla und ihm illustriren konnte. Und zuletzt beschrieb er den jetzigen Zustand, wo Jeder mit dem gleichen Gram um das verlorene Kind beschäftigt, doch dem Anderen so sehr aus dem Wege ging, daß man selbst bei den Mahlzeiten kaum mehr ein karges Wort wechsele. Daß er es nicht mehr ertragen könne, war der Aufschrei, mit dem er schloß, und er bat die Schwester Carla's dringend, zu kommen.

Es dauerte viele Tage, ehe die Antwort kam. Julian hatte inzwischen seiner Frau gesagt, daß er ihre Schwester herberufen habe, für welche Mittheilung Carla nur ein sonderbares Lächeln gehabt hatte, der Mann wußte nicht, ob es bitter oder geringschätzig gewesen.

Und die Antwort lautete sehr herbe. Die kluge Briefempfängerin hatte noch zwischen den Zeilen gelesen und dort vor allen Dingen die selbstische Klage vernommen, daß der zum frohen Lebensgenuß seinem ganzen Temperament nach bestimmte Mann den Druck des Unglücks nicht ertrug.

Sie schrieb:

„Mein lieber Julian!

Deine Bitte, zu Dir und Carla zu eilen, kann ich nur mit einem kurzen Nein beantworten. Handelte es sich darum, mit meiner armen Schwester und mit Dir die natürlichen Thränen über den grausamen Verlust, der Euch betroffen, zu weinen, ich käme sogleich — wie ich, ohne eine Bitte abzuwarten, gekommen wäre, wenn ich Euch im Seelenzustande einer reinen, tiefen, gleichsam gesunden Trauer gewußt hätte. Aber meine Ahnung, daß dem nicht so sei, daß Ihr Euch die Kirchenweihe des elterlichen Grams durch Bitterkeit stört und somit das Andenken des kleinen Engels entweiht — diese schmerzliche Ahnung hat mich nicht betrogen.

Den verlorenen Frieden könnt Ihr nur Einer im Anderen wiederfinden, niemals durch mich.

Laß mich Dir auch sagen, Julian, daß mich Dein Brief tief verletzt hat und daß ich aus der Thatsache, daß Du ihn schriebst, schließe, daß in Dir keinerlei Vorbedingungen sind, jemals ein zufriedener, glücklicher Ehemann zu werden. Wenn Du glaubst, daß man schon ein Ehepaar ist, wenn man einige Flitterwochen zusammen verlebt hat, irrst Du. Die heilige Arbeit, sich einander anzupassen, einander zu erziehen, einander tausend Opfer zu bringen, fängt gewöhnlich erst nach dem ersten oder

zweiten Ehejahr an. Diese Arbeit ist oft mit Kämpfen und schweren Selbstüberwindungen verbunden, aber sie ist die Arbeit in der Stille!

Der Mann, der davor so erschrickt, daß er sich Anderen anvertraut, Andere zu Hilfe ruft, und seien es selbst seine nächsten Verwandten, hat weder rechte Liebe, noch rechten männlichen Willen.

(Hier färbte sich Julian's Stirn roth, denn er dachte daran, daß er sich auch Eva Haller offenbart.)

Da Du mich aber einmal aufgerufen hast, will ich Dir doch ein Wort sagen.

Unter Menschen, die sonst völlig zusammen passen, ist es möglich, daß in besonderen Lebenslagen eine Tugend des einen Theils und ein Fehler des anderen Theils feindlich auf einander treffen. So ist in Eurem Fall Carla's Wirthschaftlichkeit und mütterliche Barmherzigkeit mit Deinem Egoismus täglich und stündlich in Conflict gekommen, weil ihre Tugenden und Deine Fehler sich zügellos äußerten, durch den gleichen Anlaß gereizt. Auch Tugenden müssen gezügelt werden, wenn sie ihren segensvollen Charakter bewahren sollen.

Ich kann nur mit dem heißen Wunsch schließen, daß es Euch am Willen, Eure Ehe neu zu beginnen, nicht fehle."

Julian bereute heftig, dieser anmaßenden Moralpredigerin geschrieben zu haben. Er hatte bestimmt erwartet, daß sie ihm in allen Dingen Recht geben und Carla in's Gewissen reden würde, daß sie ihm einen Brief schreiben würde, den er Carla zeigen könne mit dem Zusatz: „Siehst Du, Deine gerechte Schwester findet auch, daß Du Dich nicht gut gegen mich benimmst.“

Der heiße Wunsch der Schwester erfüllte sich nicht. Immer ferner, immer fremder, immer feindlicher ward der Verkehr zwischen ihnen. Das junge Weib ward elend und bleich, alle Menschen redeten Julian darauf zn, daß seine Frau sich den Tod des Kindes denn doch zu sehr zu Herzen nähme, man dürfe doch hoffen, daß der Himmel ihr einmal Ersatz schenke, und Julian mußte zu den Reden eine passende Miene machen.

Als der Herbst kam, schickte Doctor Leubuscher Carla nach dem Süden. Sie sträubte sich und wollte sich nicht so weit von dem Grab entfernen, das dann Niemand pflege. Mit eigensinniger Absicht redete sie sich ein, daß die Blumen, welche sie oft dort fand, keinen Falls von Julian seien. Aber Leubuscher wußte es durchzusetzen, und sie reiste.

Der Nebel zog die letzten Blätter von den Bäumen, grau war die Luft und herbe Frostschauer gingen über das öde Land. Die Straße war mit nassem Schlamm

bezogen, die Wagenräder gelb-grau, die Wagenwände bespritzt. Der große Koffer stand schon neben dem Kutscher, die alte Köchin, mit der neuen Rolle einer Jungfer für die Reise betraut, hantirte im Innern des Wagens mit dem kleinen Gepäck herum und machte ein verstocktes Gesicht. Carla verließ die Schwelle ihres Hauses, über welche sie einst mit jauchzender Freude eingezogen.

Die harte Kälte, die schneidende Nässe schlugen ihr in's Angesicht. Von dem schwarzen Trauerschleier umwallt, ging sie langsam auf den Wagen zu. Julian ging hinter ihr, seine Begleitung an die Bahn hatte sie abgelehnt, der alte Leubuscher sei da und werde ihr Alles besorgen.

Sie stieg ein, ruhevoll und ohne Hast. Und dann neigte sie das schmale, bleiche Angesicht grüßend, wie man im Vorübergehen einen Fremden grüßt, und Julian lüftete den Hut.

Und ihre Augen sahen an einander vorbei. —

Das Gerücht lief in der Stadt, daß Julian seine Frau weder nach dem Süden begleite, noch daß er sie selbst zur Bahn gebracht habe. Und bald kam das andere Gerücht dazu, daß die Frau niemals wiederkehren werde.

Auch Julian verreiste für einige Zeit, aber nach Berlin, und es hieß, man sähe ihn überall — im Theater, in der Gesellschaft. Unterdeß kam Carla's Schwester und holte alles Eigenthum der Frau aus dem Hause fort.

Also es war wahr! So unbegreiflich, so grundlos, so frevelhaft. Eine Tragödie, deren Entwickelung man nicht begreifen, deren tragischen Schluß man nicht für nothwendig halten konnte.

Es war eben eine zu alltägliche Geschichte, und wenn sie Menschen passirt, die weniger Seelenfeinheit, oder mehr Seelenfestigkeit haben, wird eben keine Tragödie daraus, sondern eine Unzufriedenheit in äußerer anständiger Form, oder eine abgeklärte nützliche Ehe.

Julian aber besaß weder jenen Gran Rohheit, den die dauernde Durchführung einer Lüge fordert, noch jenen Gran Festigkeit, der innere Feinde siegreich niederkämpfen hilft.

Und was das Allertraurigste bei dieser Sache war: sie geschah Niemandem zu Nutz, weil ihre Fehler im Verborgenen blieben. Das Schicksal, das den Einen zermalmt, kann den Anderen erheben, denn er vermag lernend am Unglück die eigene Seele zur Erkenntniß zu führen.

— — — — — — — — — — —

Was aus Julian, was aus Carla wurde?

Julian kehrte in den Kreis zurück, dessen verzogener Liebling er gewesen. Sein Schicksal und der ernstere Zug, der seitdem auf seinem schönen Gesicht verblieben, machten ihn der Frauenwelt nur noch interessanter. Viele Herzen waren freudig bereit, ihn zu trösten und ihm ein besseres Glück zu bereiten, was alle diese Herzen für eine ganz ungemein leichte Sache ansahen.

Aber es schien, daß Julian sich nicht „trösten" lassen wollte, ja es gab Leute, die behaupteten, daß sein Gesicht oft mitten im Vergnügen einen Ausdruck unaussprechlicher Ermüdung annähme, der ihn sehr alt mache.

Von Carla hörte man nichts. Die Einen sagten, sie lebe bei der Schwester, die Anderen wollten sie auf Reisen wissen. Wo sie auch weilte und was auch ihrem Leben Scheininhalt gab — an jedem 20. Juli traf sie tief verschleiert und unter fremdem Namen in der Stadt ein. Wenn die Abenddämmerung niedersank, zur selben Stunde, wo einst mit dem letzten Sonnengold das Lebenslicht ihres Kindes erlosch, ging sie auf den Kirchhof, das kleine Grab mit Rosen zu belasten.

Zuweilen fand sie es schmucklos, zuweilen lag ein Kranz dort, der einen oder zwei Tage, oder auch nur einige Stunden dort gelegen haben mochte.

Denn des Kindes Vater entsann sich auch alljährlich im Juli des Sterbetages. Aber wie Männer sind, hing er nicht am Datum, übersah es zuweilen, oder glaubte es schon gekommen, so daß oftmals seine Todtenkränze zu früh, oftmals zu spät kamen.

Die Frau, wenn sie diese Blumen fand, wagte nicht, sie ihrem todten Kind zu nehmen, aber sie schob sie vorsichtig an das Fußende des Grabes, um Platz für ihre Rosen zu gewinnen und damit ihre Blumen nicht in Berührung kämen mit jenen anderen.

So ging es Jahr für Jahr. Und einmal, es war, als ein lichter, heiterer Tag voll Sonnenglanz und Erntefröhlichkeit zur Rüste ging, fand die Frau den kleinen Hügel wieder einmal leer.

Mit krankhafter Freude kniete sie nieder, und mit ihren schmalen blassen Fingern nahm sie Rose um Rose aus dem Korb, den sie hergebracht. Zart, als wolle sie einen Schlummernden nicht wecken, legte sie die feurigen und die weißen Blüthen auf den Rasen, schlang einen langen, schmalen Kranz von Moosrosenknospen um den betenden Engel, der in Marmor zu Häupten des Hügels stand.

Und plötzlich fiel ein dunkler Schatten über die Blumen und den Engel.

Sie sah empor und stand schon auf zitternden Füßen, ihrer selbst kaum mächtig, da.

Ihr gegenüber war der Mann, den sie von allen Lebenden am meisten floh. Wohl hatte er die schwarze knieende Gestalt gesehen, aber ein Gefühl, stärker als sein Wille, hatte ihn hingezogen.

Und die sich für ewig verloren hatten, standen hier am Grabe ihres Kindes einander gegenüber und sahen sich an.

Lange — lange — bis die Starrheit ihres Blicks sich löste und eine Thräne in ihrem Auge wie in dem seinen glänzte. Es waren die Thränen der Wehmuth über ein verlorenes und verspieltes Lebensglück, die Thränen der Vergebung.

Der Mann neigte sich und legte zart den Kranz von Moosrosenknospen, den er hergetragen, auf die Blumen, die schon den Hügel bedeckten.

Ein Zittern ging durch die Gestalt der Frau. Aber sie machte keine Bewegung, den Kranz von seiner Stelle zu entfernen. Und so blieben die Blumenopfer ihrer Erinnerung zum ersten Mal auf der heiligen Stätte vereint. Es schien, als gehe ein festlicher Glanz von ihr aus, der Glanz des Friedens.

Dann wandte sich die Frau und ging langsam von dannen; um ihr schwarzes Gewand spielte ein goldenes

Licht, denn der Weg lag noch im gluthvollen Abendsonnenschein. Endlich verschwand ihre Gestalt zwischen den Grabmalen und Trauerweiden. Die Blicke des Mannes waren ihr gefolgt bis zuletzt, und in seinem klopfenden Herzen regte sich die zitternde Frage:

„Werden wir uns hier und so um ein Jahr wieder sehn? Und werde ich ihr, über dies Grab hinweg, die Hand der Versöhnung reichen dürfen?“